



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Männlichkeitsmythen in der deutschsprachigen
Kolonialliteratur (Anfang des 20. Jahrhunderts)“

Verfasser

Erwin Forster

angestrebter akademischer Grad

Magister der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, 2013

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 332

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuerin:

Univ.-Prof. Dr. Annegret Pelz

“When I'm watchin' my TV
And a man comes on to tell me
How white my shirts can be
But he can't be a man 'cause he doesn't smoke
The same cigarettes as me.”

Mick Jagger und Keith Richards: “(I Can't Get No) Satisfaction”, 1965

Inhaltsverzeichnis

0. Einleitung	7
1. Deutschsprachige Kolonialliteratur	11
1.1 Anfänge der deutschsprachigen Kolonialliteratur	11
1.2 Von 1884 bis 1919	15
1.3 Von 1919 bis 1945	18
1.4 Zur Lage der Forschung	21
2. Deutscher Kolonialismus im historischen Kontext	31
3. Gustav Frenssens <i>Peter Moors Fahrt nach Südwest</i>	41
3.1 Über die fiktionale Struktur des Textes	41
3.2 ‚Männlichkeit‘ als semiologisches Zeichen	49
3.3 Kolonialer Raum und die Möglichkeit zur Entwicklung von ‚Männlichkeit‘	57
3.4 Die Kolonie als vermeintlicher Ausweg aus der modernen Gesellschaft	63
3.5 Männlichkeitsmythen und rassistische Herrschaftsansprüche	70
4. Hans Grimms <i>Volk ohne Raum</i>	76
4.1 Nachkriegsperspektive und fehlender Raum	76
4.2 Männlichkeitsmythen und das Verlangen nach mehr Raum	83
4.3 Die Verbindung von Männlichkeitsmythen und ‚Volk‘	89
4.4 Rassistische Grenzziehungen und die Wertigkeit von ‚Völkern‘	99
5. Ernst Jüngers <i>Afrikanische Spiele</i>	106
5.1 Relativierungen	106
5.2 Die Sabotage von Männlichkeitsmythen	113
6. Conclusio	123
7. Literaturverzeichnis	125

0. Einleitung

Im Zentrum der vorliegenden Arbeit steht die literaturwissenschaftliche Analyse verschiedener fiktionaler Konstruktionen von ‚Männlichkeit‘ in ausgewählten Texten der deutschsprachigen Kolonialliteratur. Anlass zu diesem Unternehmen geben die vielen auffälligen Ähnlichkeiten und Stereotypisierungen, die den Großteil der deutschen, männlichen Helden im kolonialen Genre miteinander verbinden. Die meisten dieser Figuren sind mit Eigenschaften ausgestattet, die wir in unserem Alltagsverständnis als paradetypisch männlich bezeichnen würden. Sie sind mutig, ehrlich, stolz, unbeugsam bis starrköpfig, sehr ordnungsbewusst, verfügen über außerordentliche Fähigkeiten zur Selbstkontrolle und sind überzeugte deutsche Patrioten. Darüber hinaus umgibt diese Männer eine Aura des Übermächtigen, sie scheinen nicht nur ganz selbstverständlich männliche Vorzeigexemplare, sondern auch ihren Geschlechtsgenossen anderer Kulturen und Erdteile überlegen zu sein; als wäre dieses Gefälle persönlicher Potenziale ein Naturgesetz. Daraus ergibt sich die zentrale Fragestellung meiner Arbeit: Wie funktioniert die Konstruktion von ‚Männlichkeit‘ auf literarischer Ebene als etwas Selbstverständliches? Wie kann dieser Naturalisierungsprozess, der die literarische Produktion von idealisierten Identitäten verschleiert und sie dann als Norm setzt, analytisch nachvollzogen werden, um sie in ihrer historischen Bedingtheit und ihrer Intentionalität sichtbar zu machen?

Da im begrenzten Rahmen dieser Arbeit nur ein enger Ausschnitt der deutschsprachigen Kolonialliteratur der Fragestellung entsprechend detail analysiert werden kann, wurde bei der Auswahl der zu untersuchenden Primärliteratur auf größtmögliche Repräsentativität Wert gelegt. Ich habe mich zunächst für Gustav Frenssens Roman *Peter Moors Fahrt nach Südwest* (1906) entschieden, der durch seine enorme Auflagenstärke und Wirkung auf nachfolgende Texte sowohl thematisch als auch stilistisch als Prototyp eines deutschsprachigen Kolonialromans in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg bezeichnet werden kann.¹ Eine vergleichbare Bedeutung für die Zeit der Weimarer Republik kommt Hans Grimms *Volk ohne Raum* (1926) zu, der darüber hinaus bis heute als der bekannteste Kolonialroman deutscher

¹ Vgl.: Rolf Parr: Nach Gustav Frenssens Peter Moor. Kolonialisten, Herero und deutsche Schutztruppen bei Hans Grimm und Uwe Timm. In: Walter Höllerer u.a. (Hg.): Sprache im technischen Zeitalter. Heft 168, Dezember 2003, S. 396.

Sprache gilt;² weshalb ich diesen Text ebenfalls berücksichtigen möchte. Sowohl das Werk Frenssens als auch das von Grimm finden, im Vergleich zu anderen Autoren, in der literaturwissenschaftlichen Forschung zur deutschsprachigen Kolonialliteratur die meiste Beachtung. Um dem Ziel dieser Untersuchung, der Analyse von literarischen Naturalisierungsprozessen, gerecht werden zu können, halte ich es für geboten, einen weiteren Text, der die einander ähnlichen Konstruktionsmuster von ‚Männlichkeiten‘ in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* und *Volk ohne Raum* kontrastiert, zu berücksichtigen. Ernst Jüngers *Afrikanische Spiele* (1936) ist, weder die Auflagenzahlen noch den Vorbildcharakter für das Genre der Kolonialliteratur betreffend, mit den anderen beiden Texten vergleichbar. Die selbstreflexive und ironisch distanzierte Erzählhaltung bei Jünger generiert nicht nur vom Mainstream abweichende Darstellungsformen von ‚Männlichkeit‘, sie eröffnet auch die Möglichkeit, aus anderer Perspektive hinter die Mechanismen literarischer Naturalisierungen zu blicken.

Die literaturwissenschaftliche Analyse nach Maßgabe der Fragestellung soll aus den drei oben genannten Texten entwickelt werden. Dazu werden theoretische Texte herangezogen, die teilweise über das Feld der Literaturwissenschaft hinausgehen. Methodisch orientiert sich die Untersuchung vor allem an der kritischen Semiotik, deren Grundstruktur Roland Barthes in *Mythen des Alltags* entwirft.³ Barthes entwickelt einen Mythos-Begriff, der davon ausgeht, dass ein semiotisches System, wie etwa Sprache, unter bestimmten Umständen Historisches naturalisiert. Anhand der Barthes’schen Überlegungen soll gezeigt werden, wie die Darstellungen von ‚Männlichkeit‘ in den ausgewählten Texten die Tendenzen, die ihrer Konstruktion zugrunde liegen, verschleiern und im Gewande natürlicher Gesetzmäßigkeiten erscheinen; sie werden selbst zu Mythen. Ebenso soll Klaus Theweleit, der mit seiner materialreichen Studie *Männerphantasien* das Feld der Männerforschung für die deutschsprachige Literaturwissenschaft urbar gemacht hat, Beachtung finden.⁴ Besonders seine Überlegungen zum Zusammenhang von Nationalismus und ‚Männlichkeit‘ geben Aufschluss über das Selbstverständnis einer deutsch-nationalistischen Ideologie, die große Teile der deutschsprachigen Kolonialliteratur in ihrem Bann hielt. Da sich die literarischen

² Vgl.: Gabor Pusztai: *An der Grenze. Das Fremde und das Eigene. Dargestellt an Werken der deutschen und der niederländischen Kolonialliteratur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von C.W.H. Koch, H. Grimm, M.H. Szekeley-Lulofs und W. Walraven*. Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang 2007, S. 43. [Im Folgenden kurz: Pusztai]

³ Vgl.: Roland Barthes: *Mythen des Alltags*. Vollständige Ausgabe. Aus dem Französischen von Horst Brühmann. Berlin: Suhrkamp 2010. [Im Folgenden kurz: Barthes]

⁴ Vgl.: Klaus Theweleit: *Männerphantasien 1 + 2*. Unveränderte Taschenbuchausgabe, erweitert durch ein Nachwort. Bd. 2. München: Piper 2000. [Im Folgenden kurz: Theweleit]

Helden von Frenssen, Grimm und Jünger in den kolonisierten Territorien unter fremden Kulturen und Ethnien bewegen und erst im Kontrast zu diesen zu dem werden, was sie letztlich sind, ist auch dieser inter- beziehungsweise transkulturelle Aspekt zu beleuchten. Wichtige Anhaltspunkte zum Verhältnis zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten gibt Edward Saids einflussreiche Studie *Orientalism*.⁵ Die hegemonialen Strukturen, wie sie Said als organisierende Elemente des Zugriffs eines Kulturkreises auf einen anderen herausarbeitet, können mit Einschränkungen auch in den ausgewählten Texten nachgezeichnet werden. Da sich die Theoriebildung auf diesem Gebiet in den Jahrzehnten seit dem Erscheinen von *Orientalism* immens weiterentwickelt hat, soll auch die wesentlich aktuellere Studie von Andrea Polaschegg, *Der andere Orientalismus*, berücksichtigt werden; zumal sie den Fokus im Gegensatz zu Said auf deutschsprachige Literatur setzt.⁶

Der Aufbau der Arbeit gliedert sich in fünf Kapitel. Das erste ist der literaturgeschichtlichen Einordnung der ausgewählten Primärtexte gewidmet und bietet zu diesem Zweck einen gerafften Überblick über die deutschsprachige Kolonialliteratur, von ihren spärlichen Anfängen bis hin zu ihrer Entwicklung zur Masseliteratur. Die Lage der Forschung zur deutschsprachigen Kolonialliteratur wird ebenfalls beleuchtet und in Grundzügen nachgezeichnet. Das zweite Kapitel stellt einen historischen Exkurs dar und stellt in knapper Form die wichtigsten Ereignisse der deutschen Kolonialgeschichte zusammen. Der Fokus liegt dabei sowohl zeitlich als auch räumlich auf jenen historischen Begebenheiten, auf die in den ausgewählten fiktionalen Texten Bezug genommen wird. Im dritten Kapitel steht Gustav Frenssens Text *Peter Moors Fahrt nach Südwest* im Zentrum. Hier wird der Versuch unternommen, die Darstellung von ‚Männlichkeit‘ als semiologisches System im Sinne von Roland Barthes zu lesen, um die scheinbare Naturhaftigkeit der Männlichkeitsmythen analytisch zu hintergehen und die Intentionen, die hinter ihrer Genese stehen, sichtbar zu machen. Weiters sollen die heterotopischen Potenziale, die der Frenssen’sche Text dem kolonialen Raum zuschreibt, und deren Implikationen für Entwicklungsmöglichkeiten von ‚Männlichkeit‘ untersucht werden. Eine weitere Dimension von *Peter Moors Fahrt nach Südwest* stellt die Funktionalisierung der Kolonie als vermeintlich schützendes Refugium vor den Umwälzungen der Moderne dar, der wiederum beim Versuch der Konservierung eines nicht mehr zeitgemäßen Männlichkeitsideals auf literarischer Ebene eine wichtige Rolle zukommt. Zu guter Letzt soll auch gezeigt werden, wie unentrinnbar die

⁵ Vgl.: Edward W. Said: *Orientalismus*. Aus dem Englischen von Hans Günter Holl. Frankfurt a.M.: Fischer 2009. [Im Folgenden kurz: Said]

⁶ Vgl.: Andrea Polaschegg: *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert*. Berlin und New York: Walter de Gruyter 2005. [Im Folgenden kurz: Polaschegg]

Männlichkeitsmythen bei Frenssen mit rassistischen und sozialdarwinistischen Ideologien verstrickt sind und aus diesen ihre Herrschaftsansprüche ableiten. Das vierte Kapitel setzt sich mit Hans Grimms *Volk ohne Raum* auseinander, wobei auch hier mit Barthes versucht wird, die tendenziöse und hartnäckig beschworene Verbindung von Männlichkeitsmythen und der Forderung nach kolonialem Raum auf semiologischer Ebene aufzulösen. Bei Grimm spielt vor allem die Rückkoppelung der Darstellungen von ‚Männlichkeit‘ auf andere nationalistische Mythenkomplexe, wie ‚Volk‘ und ‚Rasse‘, eine bedeutende Rolle, die wiederum ihre eigenen Strategien der Naturalisierung verfolgt. Ernst Jüngers *Afrikanische Spiele* finden im letzten Kapitel Beachtung. Die selbstreflexive Erzählhaltung des Textes führt zur ironischen Brechung jener Muster, die bei Frenssen und Grimm die funktionale Absicherung der Männlichkeitsmythen noch gewährleisten. Diese Sabotage auf literarischer Ebene macht Männlichkeitsmythen auf der analytischen Ebene noch besser sichtbar und stellt ihren historischen Charakter aus; was zu zeigen sein wird.

An dieser Stelle sei noch auf zwei terminologische Aspekte hingewiesen. In vorliegender Arbeit verwende ich durchgängig die Bezeichnung ‚deutschsprachige Kolonialliteratur‘ und nicht die ebenfalls gebräuchliche Variation ‚deutsche Kolonialliteratur‘. Ich habe mich dafür entschieden, da ich die Grenzen des zu untersuchenden Korpus durch sprachliche und nicht durch nationale markiert verstehe. Weiters möchte ich darauf aufmerksam machen, dass ich den Begriff ‚Männlichkeit‘ stets unter Anführungszeichen verwenden werde. Dies scheint mir deshalb geboten, da ich das Wort ‚Männlichkeit‘ hier lediglich als einen Platzhalter für einen Bedeutungskomplex von unüberschaubarer Vielschichtigkeit verwende, dessen befriedigende Auflösung den Rahmen dieser Arbeit bei weitem sprengen würde. Es ist auch nicht das Ziel, die Bedeutungen von ‚Männlichkeit‘ in den zu untersuchenden Primärtexten erschöpfend zu klären beziehungsweise einen Katalog von Männlichkeitsformen zu erstellen, der etwa Vollständigkeit beanspruchen könnte; der wissenschaftliche Fokus liegt auf der Analyse der literarischen Naturalisierungsprozesse, die Männlichkeitsmythen hervorbringen. Wie noch zu zeigen sein wird, bedienen sich diese in ihrer Bedeutungskonstitution aus dem unüberschaubaren Fundus von Konnotationen, die dem Begriff ‚Männlichkeit‘ anhaften können. Deshalb erscheint es mir auch wenig sinnvoll, diese Vielschichtigkeit vorab einer einschränkenden Klassifizierung zuzuführen.

1. Deutschsprachige Kolonialliteratur

1.1 Anfänge der deutschsprachigen Kolonialliteratur

Die Zeitspanne, in der Deutschland beziehungsweise das Deutsche Reich tatsächlich über Kolonien verfügte, ist verhältnismäßig kurz. Lediglich zwischen 1884 und 1919 standen Gebiete in Übersee unter deutscher Oberhoheit, die auch von den anderen Kolonialmächten, allen voran das Vereinigte Königreich und Frankreich, anerkannt wurde. Das bedeutet natürlich nicht, dass sich alle von Deutschland ausgeführten und initiierten Tätigkeiten und Vorhaben, die in Zusammenhang mit Kolonialismus stehen, ebenfalls auf diese 35 Jahre beschränken.⁷ Susanne Zantop spricht in ihrer vielbeachteten Untersuchung „Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770-1870)“ von „Deutschlands ausgeprägte[m] Kolonialkult“⁸, den sie schon in Texten festmacht, die lange bevor das Deutsche Reich seine ersten Kolonien für sich beanspruchen konnte, verfasst worden waren. Auch wenn es noch keine zentralisiert gesteuerten Bestrebungen gab, Besitzungen in Übersee zu erwerben, so hatten sich im kollektiven Bewusstsein der Deutschen schon lange vor 1884 ausgeprägte, latente Kolonialphantasien festgesetzt, die sich natürlich auch in der Literatur bemerkbar machten. Dadurch beschränkt sich die Entstehung deutschsprachiger Kolonialliteratur ebenso wenig auf den Zeitraum von 1884 bis 1918.⁹ Bereits davor haben Deutsche an englischen, französischen oder niederländischen Expeditionen, Eroberungen und Besiedlungsvorhaben teilgenommen und darüber berichtet. Auch deutsche Handelshäuser waren bereits lange vor der staatsrechtlichen Umsetzung des kolonialen Projektes in verschiedenen Teilen der Welt aktiv und gründeten dort Niederlassungen und Handelsstützpunkte. Selbst wenn sich dadurch noch lange keine deutschsprachig-koloniale Literaturtradition bildete, so wurden doch Texte verfasst, die sich mit diesen Ereignissen beschäftigten. Dementsprechend schwierig ist es, einen Anfangspunkt der deutschsprachigen Kolonialliteratur festzustellen. Genauso wenig endete das koloniale Projekt und die Textproduktion im Zusammenhang mit diesem im Jahr 1919 mit dem Vertrag von Versailles,

⁷ Vgl.: Jörg Wassink: *Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika. Der Herero-/Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur. Eine literaturhistorische Analyse*. München: Martin Meidenbauer 2004, S. 130. [Im Folgenden kurz: Wassink 2004]

⁸ Susanne M. Zantop: *Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770-1870)*. Berlin: Erich Schmidt 1999, S. 9. [Im Folgenden kurz: Zantop]

⁹ Vgl.: Ebda. S. 9ff.

in dem festgesetzt wurde, dass Deutschland keine Kolonien mehr haben dürfe. Kolonialvereine und ähnliche Bewegungen setzten ihr Bestreben fort und waren auch publizistisch und schriftstellerisch tätig.¹⁰

Auf einen besonderen Umstand bezüglich der frühen deutschsprachig-kolonialistischen Textproduktion weist Joachim Warmbold hin. Vor der Mitte des 19. Jahrhunderts gab es nur wenig Literatur über Afrika. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten sich die diversen Reiseberichte, Abenteuergeschichten und andere Schriften vor allem auf die Südsee und die beiden Amerikas konzentriert. Warmbold geht davon aus, dass einerseits die Afrikaner als zu ‚minderwertig‘ empfunden wurden, um sie einer Beschreibung zu würdigen und andererseits der Kontinent selbst für zu feindselig und unwirtlich gehalten wurde, um für Europäer interessant zu sein.¹¹ Was Warmbold hier nicht erwähnt, ist der Umstand, dass Afrika nie zu dem gehörte, was als ‚Neue Welt‘ bezeichnet wurde. Als im 15., 16. und 17. Jahrhundert die beiden Amerikas und viele Inseln der Südsee entdeckt und erkundet wurden, waren dies jeweils Ereignisse von Sensationswert, die die Phantasie der Europäer blitzartig befeuerten. Afrika hingegen war seit jeher der Nachbar Europas und konnte als bekannt vorausgesetzt werden; auch wenn das nur für die Küstengebenden im Norden des Kontinents tatsächlich zutraf. Nichtsdestotrotz wurden auch vor dem 19. Jahrhundert bereits Texte, wenn auch nur vereinzelt, über Afrika geschrieben, die sich in großen Teilen Europas bemerkenswerter Popularität erfreuten.

Die ersten schriftlich überlieferten Textzeugnisse über Afrika stammen aus der Antike; Berichte aus verschiedenen Perspektiven sind überliefert. Phönizier, Israeliten, Griechen und vor allem Römer entwickelten ihre eigenen Traditionen über Afrika zu schreiben. Im Mittelalter erfuhr das Interesse an Afrika und damit auch die Textproduktion darüber einen jähen Einbruch. Lediglich aus antiken Berichten erhaltene, meist legendenhafte Fragmente wurden aktiv tradiert. Erst durch die portugiesischen Entdeckungsfahrten im 15. Jahrhundert gelangten neue Aufzeichnungen über den südlichen Nachbarkontinent nach Europa. Wie bereits erwähnt, standen aber vom 16. bis zum 18. Jahrhundert die beiden Amerikas im Zentrum des europäischen Interesses. Mit der Aufklärung und dem damit einhergehenden Impetus der systematischen Erforschung und Erfassung des gesamten Erdballs rückte auch das bis dahin weitgehend unerforschte Afrika mehr und mehr in den Mittelpunkt. Im 18.

¹⁰ Vgl.: Rosa B. Schneider: *„Um Scholle und Leben“ Zur Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht in der kolonialen Afrikaliteratur um 1900*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel 2003, S. 22f. [Im Folgenden kurz: R. Schneider]

¹¹ Vgl.: Joachim Warmbold: *Germania in Afrika. Germany's Colonial Literature*. New York u.a.: Peter Lang 1988, S. 25ff. [Im Folgenden kurz: Warmbold 1988]

Jahrhundert entsteht auch zum ersten Mal so etwas wie eine deutschsprachige Tradition der Beschreibung Afrikas in Originalberichten. Zuvor waren lediglich anderssprachige Texte rezipiert und übersetzt worden.¹² Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass andere Staaten, wie etwa das Vereinigte Königreich, bereits viel früher Expeditionen ausstatteten, in deren Gefolge dann auch Berichte und neues Wissen aus unbekanntem Erdteilen zurück nach Europa kamen. So nahm auch Georg Forster bezeichnenderweise an einer Expedition unter britischer Flagge teil, über welche er schließlich seine berühmte *Reise um die Welt* im Jahr 1777 veröffentlichte. Forster berichtet darin zwar nicht über Afrika, sondern über die Südsee und Ozeanien, aber seine Art zu Beschreiben sollte prägend für den deutschsprachigen Raum und darüber hinaus sein.¹³ Die *Reise um die Welt* wurde nachweislich von Schriftstellern wie Jacobi, Goethe oder Herder rezipiert und so als wichtiger Impuls in die deutschsprachige Literaturtradition eingebunden.¹⁴ Besonders die ausgewogene Mischung aus wissenschaftlicher Akkuratess und leicht zugänglicher, episodenhafter Erzählung ist prägend für seinen Stil, der andere berühmte Reisende, wie Alexander von Humboldt, maßgeblich beeinflussen sollte. Nicht zuletzt dadurch wurde das zunächst noch vergleichsweise schwache Interesse in Deutschland an Texten über ferne Länder neu entfacht.¹⁵ Im 19. Jahrhundert kommt es nicht nur zu einer quantitativen Ausweitung solcher Publikationen, es bahnt sich auch eine thematische und stilistische Auffächerung an. Einerseits macht sich eine deutliche wissenschaftliche Spezialisierung bemerkbar. Forscher schreiben ihre Berichte für andere Forscher desselben Fachgebietes und verzichten weitgehend darauf, persönliche Erlebnisse und Anekdoten einzuflechten.¹⁶ Eine ganze Reihe hoch angesehener deutscher Wissenschaftler machte sich unter anderem durch ihre Forschungen in Afrika und die darauffolgenden Publikationen einen Namen, wie etwa Christian Gottfried Ehrenberg, Heinrich Barth, Georg Schweinfurth, Oskar Lenz oder Franz Stuhlmann.¹⁷ Auf der anderen Seite entsteht auch eine deutschsprachige Tradition humoristisch-sarkastischer Reiseberichte,

¹² Vgl.: Sylvie Nantscha: *Interdisziplinarität – Kulturtransfer – Literatur. Afrika-Fremdwahrnehmung in ausgewählten deutschsprachigen Reisewerken von der Kolonialzeit bis zur Gegenwart*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009, S. 107ff.

¹³ Vgl.: Tanja Hemme: *Streifzüge durch eine fremde Welt. Untersuchung ausgewählter schriftlicher Zeugnisse deutscher Reisender im südlichen Afrika im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der kulturellen Fremderfahrung. Eine literaturwissenschaftliche Untersuchung*. Stuttgart: Franz Steiner 2000, S. 60. [Im Folgenden kurz: Hemme]

¹⁴ Vgl.: Marita Gilli: Georg Forster: Das Ergebnis einer Reise um die Welt. In: Hans-Wolf Jäger (Hg.): *Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung*. Heidelberg: Carl Winter 1992, S. 261.

¹⁵ Vgl.: Ebda, S. 252ff.

¹⁶ Vgl.: Peter J. Brenner: Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte. 2. Sonderheft. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Tübingen: Max Niemeyer 1990, S. 445.

¹⁷ Vgl.: Cornelia Essner: *Deutsche Afrikareisende im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte des Reisens*. Stuttgart: Steiner 1985, S. 73ff. [Im Folgenden kurz: Essner]

die meist Teil einer politischen Polemik waren. Fremde Länder und Kulturen werden dabei als Spiegel verwendet, um Aspekte der eigenen Zivilisation oder Ansichten eines politischen Gegners als lächerlich oder absurd darzustellen.¹⁸ Der dritte bedeutende, und in weiterer Folge absatzstärkste, Zweig beginnt sich aus dem bereits im 18. Jahrhundert an Bedeutung gewinnenden Unterhaltungsaspekt von Reiseberichten zu entwickeln. Diese literarische Form kann unter der sehr weit gefassten Bezeichnung Abenteuerliteratur eingeordnet werden.¹⁹ Wie auch bei den humoristisch-satirischen Berichten liegt hier nicht zwingend eine tatsächlich durchgeführte Reise oder Expedition zu Grunde, vielfach sind es fiktive Ereignisse, die beschrieben werden. Markant ist in jedem Fall die Fülle von abenteuerlichen und gefährlichen Begebenheiten, von denen erzählt wird und zu deren Gunsten detaillierte Beschreibungen in den Hintergrund treten. Als beispielhaft in diesem Genre gelten nach wie vor die Romane von Karl May. Im Lauf der Zeit ereigneten sich in diesem Zweig einerseits eine Wende hin zum Fiktionalen und andererseits eine Konzentration auf ein im Zentrum der Handlung stehendes heldenhaftes Subjekt. Aus dieser Schiene gewann der spätere deutschsprachige Kolonialroman, wie er dann zunächst bei Frenssen und in weiterer Folge bei Grimm seine Höhepunkte erleben sollte, seine wichtigsten Impulse und Vorbilder.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stieg auch in Deutschland das Interesse an Afrika stark an. Vor allem Zeitungen heizten mit ihren Reportagen über die Erkundung des unerforschten Inneren des schwarzen Kontinents das Verlangen nach Berichten über spektakuläre Entdeckerleistungen an. Welche Bedeutung die Erforschung Afrikas für den Zeitungsmarkt hatte, ist daran zu ersehen, dass die gleichermaßen aufwändige und aufsehenerregende Expedition, angeführt von Henry Morton Stanley, die den verschollenen David Livingstone auffinden sollte, von zwei amerikanischen Zeitungen finanziert wurde.²⁰ Cornelia Essner stellt fest, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch in Deutschland „Afrikareisender“ mittlerweile zu einem bildungsbürgerlichen Beruf geworden war, während ein deutscher Afrikareisender zu Beginn des Jahrhunderts noch eine singuläre Erscheinung gewesen war.²¹ Dies ist nicht zuletzt darauf zurückzuführen, dass sich der Staat mehr und mehr involvierte und auch Mittel für Expeditionen nach Afrika bereitstellte. Im Gegenzug gewannen in den daraus entstehenden Publikationen über Afrika nationalistische

¹⁸ Vgl.: Hemme, S. 63.

¹⁹ Vgl.: Heinrich Loth: Sitten und Bräuche exotischer Völker: Legende und Wahrheit. Eine Wertung von Reiseberichten über Afrika aus der Sicht des Historikers. In: Hans-Wolf Jäger (Hg.): *Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung*. Heidelberg: Carl Winter 1992, S. 249.

²⁰ Vgl.: Essner, S. 116.

²¹ Vgl.: Ebda, S. 8.

Interessen zunehmend an Bedeutung, konnten sich doch deren Verfasser staatliche Unterstützung oder Unterstützung von staatlich geförderten Kolonialvereinen erwarten.²² Nicht zufällig ist der deutlich propagandistische Einschlag eine sehr frühe Auffälligkeit der deutschsprachigen Kolonialliteratur den der überwiegende Teil der betreffenden Texte aufweist. Schon zu einer Zeit, zu der es noch keine deutschen Übersee-Besitzungen gab, wurde die Sehnsucht nach solchen gezielt geschürt und in weiterer Folge am Leben erhalten.²³ Das Erreichen des Status einer Kolonialmacht wurde so in gewisser Weise auf literarischem Wege bereits vorbereitet.

1.2 Von 1884 bis 1919

Aufgrund der politischen Situation und hier vor allem durch die verhältnismäßig späte Herausbildung einer zentralistisch organisierten Nation kamen die Deutschen erst 1884 zu ihren ersten Kolonien. Dementsprechend spät bildete sich auch im Vergleich zu anderen Kolonialmächten eine eigenständige koloniale Literaturtradition heraus. Vor 1890 wurden nur vereinzelt deutschsprachige Texte, die in direktem Zusammenhang mit den eigenen Kolonien standen, publiziert.²⁴ Nichts desto trotz war schon zu dieser Zeit das Feld für die Kolonialliteratur vorbereitet. Durch die im Deutschen Reich fest verankerte umfangreiche Produktion von „national-chauvinistischer bellizistischer“²⁵ Unterhaltungsliteratur war der Grundstein für den späteren Erfolg der Kolonialliteratur bereits gelegt. Vor allem patriotische und heroisierende Texte über den deutsch-französischen Krieg erfreuten sich großer Beliebtheit und hoher Auflagenzahlen; nicht zuletzt deswegen, weil ihre Verbreitung teilweise staatlich gefördert wurde. Angefacht vom ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung im Deutschen Reich florierten dazu Ideen von Auserwähltheit, Weltherrschaft und Sendungsbewusstsein, die ihren Niederschlag auch in der Literatur fanden.²⁶ Es gab also bereits einen großen Markt für Themen und Inhalte, die später in der Kolonialliteratur Konjunktur haben sollten.²⁷ Auch wenn im Deutschen Reich Kolonialliteratur noch ein Schattendasein führte, war die deutsche Leserschaft nicht vom Rest der Welt und den

²² Vgl.: Essner, S. 16ff.

²³ Vgl.: Puszta, S. 37.

²⁴ Vgl.: Warmbold 1988, S. 31ff.

²⁵ Wassink 2004, S. 125.

²⁶ Vgl.: Puszta, S. 40ff.

²⁷ Vgl.: Wassink 2004, S. 136.

imperialistischen Projekten in Übersee abgeschnitten. Eine Reihe von französischen und englischen Kolonialromanen und Reiseberichten wurde bereits früh übersetzt und erfreute sich im Deutschen Reich großer Beliebtheit.²⁸ Dementsprechend stark machte die sich nun herausbildende deutsche Tradition sich die bereits bekannten ausländischen Typisierungen und Beschreibungsmuster zu Nutze, um die eigenen Inhalte zu transportieren.²⁹ Die deutschsprachige Kolonalliteratur ist alles andere als ein hermetisch abgeschlossenes Phänomen, sowohl die nationalistisch-patriotischen Strömungen aus dem heimischen Literaturbetrieb, als auch Einflüsse aus anderen, teilweise sogar konkurrierenden, imperialistischen Ländern spielen eine bedeutende Rolle.

Obwohl das koloniale Projekt ganz stark männlich geprägt war, kann bemerkenswerterweise eine Schriftstellerin den Rang beanspruchen, als Erste mit deutschsprachiger Kolonalliteratur auch wirtschaftlich erfolgreich zu sein. Die mit dem namhaften deutschen Kolonialpionier Carl Peters eng befreundete Frieda von Bülow begann 1888 mit literarischer Propaganda für den Kolonialismus. Ihre Romane und Erzählungen, die vor allem das gesellschaftliche Leben deutscher Adelige in Deutsch-Ostafrika beschreiben, beschäftigen sich zwar meist nur am Rande mit Afrika und der einheimischen Bevölkerung, das Setting ist aber als für diese Zeit typisch koloniales einzuschätzen.³⁰ Der Durchbruch zur Massensliteratur gelang schließlich mit Gustav Frenssen und dessen *Peter Moors Fahrt nach Südwest*, das 1906 erstmals erschien. Zentrales Thema im Text ist der Herero/Nama-Aufstand in Südwestafrika, dem heutigen Namibia. 1904 hatten sich Teile der Herero, die in diesem Gebiet vor allem von der Viehzucht lebten, gegen die deutschen Kolonialherren aufgelehnt, da ihre Lebensgrundlage durch die Zurückdrängung von den traditionellen Weidegebieten ernsthaft gefährdet war. Die deutsche Kolonialmacht begann daraufhin einen Vernichtungskrieg, bei dem nach heutigen Schätzungen etwa 80 000 Herero und Nama ermordet wurden. *Peter Moors Fahrt nach Südwest* ist im Wesentlichen ein Feldzugsbericht in der Ich-Perspektive. Frenssen, der selbst nie in Afrika war, kompilierte aus einer großen Anzahl von Dokumenten und Erzählungen von Augenzeugen über dieses Ereignis eine romanhafte Beschreibung aus der Sicht eines einfachen Soldaten. Die ausgeprägt nationalistische Grundhaltung des Textes geht einher mit idealistischen Vorstellungen von einem deutschen Sendungsbewusstsein als zivilisierende und Ordnung in die Welt bringende koloniale Macht. Die einheimischen Bevölkerungsgruppen werden als völlig ‚minderwertig‘ dargestellt. Im krassen Gegensatz dazu treten die Deutschen

²⁸ Vgl.: Warmbold 1988, S. 34.

²⁹ Vgl.: Ebda, S. 37.

³⁰ Vgl.: Ebda, S. 54ff.

mehrheitlich als Heldenfiguren auf, die sich, ausgestattet mit männlichen Kardinaltugenden, wie Selbstbeherrschung, Willensstärke und Mut, in krasser Gegensätzlichkeit von ihren Feinden abheben. Mit diesem Muster war die Matrix für einen Großteil der späteren deutschsprachigen Kolonialliteratur bereits aufgespannt.³¹ Dieses literarische Modell wurde schließlich über Jahrzehnte hinweg perpetuiert. Nicht zuletzt aufgrund der enormen Verbreitung konnte *Peter Moors Fahrt nach Südwest* einen solchen Vorbildstatus erlangen. Bereits die erste Auflage zählte 25 000 Stück und bis 1944 waren beinahe eine halbe Million Exemplare verkauft worden. Die zeitgenössische Literaturkritik, die fast ausschließlich lobende Worte für den Text fand, trug ihren Teil dazu bei. Nur zwei Jahre nach dem Erscheinen war *Peter Moors Fahrt nach Südwest* schon zur Pflichtlektüre in deutschen Schulen avanciert, was durchaus Rückschlüsse auf die Ideale von Erziehung und Bildung zu dieser Zeit ziehen lässt.³² Bemerkenswert ist aber, dass es einen Krieg, in dem auch Deutsche ums Leben kamen, und einen Autor, der bereits zuvor zu den berühmtesten seiner Zunft zählte, brauchte, um der Kolonialliteratur im Deutschen Reich zum Durchbruch zu verhelfen. Von diesem Zeitpunkt an schnellten die Auflagenzahlen aber in die Höhe und eine ganze Reihe von Schriftstellern, darunter auch viele selbsternannte, versuchte, mehr oder weniger erfolgreich, in die Fußstapfen von Gustav Frenssen zu treten.³³

Mit der Welle, die durch *Peter Moors Fahrt nach Südwest* losgetreten wurde, verschob sich auch der geographische Schwerpunkt der deutschsprachigen Kolonialliteratur ganz massiv nach Afrika. Die deutschen Kolonien in Südostasien wurden kaum mit Aufmerksamkeit bedacht. Der im Deutschen Reich noch junge literarische Zweig wurde nun auch zunehmend von staatlicher Seite instrumentalisiert. Kolonialliteratur wurde gefördert, um eine breite öffentliche Zustimmung zu den imperialistischen Unternehmungen der neuen Weltmacht Deutschland zu erzeugen. Auch Siedler für die in Übersee annektierten oft nur dünn besiedelten Gebiete mussten erst gewonnen werden. Reiseberichte, Erzählungen und Romane wurden in Auftrag gegeben, um die idealen Bedingungen für Auswanderungslustige in den afrikanischen Kolonien anzupreisen. Es bildete sich sogar ein eigener kleiner Bereich von kolonialer Frauenliteratur heraus. Denn die staatliche Obrigkeit war der Meinung, dass die

³¹ Vgl.: Warmbold 1988, S. 87 und Ralf Meyn: Abstecher in die Kolonialliteratur. Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest*. In: Kay Dohnke und Dietrich Stein (Hg.): *Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenkultur im Kaiserreich zur Massenkultur im NS-Staat*. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Royens & Co. 1997, S. 323 [Im Folgenden kurz: Meyn] und Jörg Wassink: *Werke der Vernichtung. Die Darstellung von Massentötungen, Massakern und Genoziden in der europäischen Kolonialliteratur*. In: Sven Halse (Hg.): *Worte, Blicke, Träume. Beiträge zum deutschen Kolonialismus in Literatur, Fotografie und Ausbildung*. Kopenhagen u. München: Wilhelm Fink 2007, S. 66. [Im Folgenden kurz: Wassink 2007]

³² Vgl.: Wassink 2004, S. 140.

³³ Vgl.: Warmbold 1988, S. 67ff.

koloniale Herrschaft und vor allem eine dauerhafte Besiedelung nicht möglich seien, wenn nicht auch Frauen nachfolgten. Aus diesem Grund wurden Kolonialvereine für Frauen ins Leben gerufen, die sich unter anderem damit beschäftigten, Literatur für Frauen zu produzieren, um diesen ein Leben in den Kolonien schmackhaft zu machen.³⁴ Die Erfolge in dieser Hinsicht waren äußerst bescheiden, dennoch konnte, nicht zuletzt auch dadurch, die deutschsprachige Kolonialliteratur ständig steigende Auflagenzahlen verzeichnen.

1.3 Von 1919 bis 1945

Obwohl Deutschland 1919 mit dem Vertrag von Versailles alle seine Kolonien verlor, wird die Zeit von 1919 bis 1945 als wichtigste Phase der deutschsprachigen Kolonialliteratur betrachtet.³⁵ Schon Jahrzehnte zuvor war die ‚Landfrage‘ im als überbevölkert empfundenen Europa der imperialistischen Nationalstaaten nach Afrika exportiert worden. Hier sollte der Lebensraum gefunden werden, der zwischen den rasch wachsenden Ballungsräumen des alten Kontinents rar geworden war. Gerade in der politischen Ideengeschichte des Deutschen Reichs war diese Frage von besonderer Brisanz.³⁶ Das Unternehmen Kolonialismus war für die Deutschen von je her auf einer sehr symbolischen Ebene von Bedeutung. Jene Nation, die bei der Aufteilung der Welt ganz offensichtlich zu spät gekommen war, empfand Kolonien als imperiales Rangabzeichen für eine Weltmacht noch mehr als Notwendigkeit als andere Großmächte. Ein ‚kollektives Begehren‘³⁷ hatte sich tief in das Selbstverständnis der Deutschen eingebrannt. Die massiven Gebietsverluste nach dem Ersten Weltkrieg brachten somit eine Identitätskrise für die besiegte Nation mit sich.³⁸ Das Deutsche Reich war definitiv als Weltmacht degradiert worden. Diese Veränderungen spiegelten sich auch in der Literatur und ganz besonders in der Kolonialliteratur wider. Der vielleicht auffälligste Aspekt hierbei ist, dass die ohnehin schon umsatzstarke Kolonialliteratur ihre Auflagenzahlen nochmal signifikant steigern konnte. Viele in späteren Jahren als Kolonialautoren bekannte Schriftsteller begannen erst nach dem Verlust der Kolonien über diese zu schreiben. Zwischen

³⁴ Vgl.: R. Schneider, S. 41ff.

³⁵ Vgl.: Warmbold 1988, S. 11.

³⁶ Vgl.: R. Schneider, S. 15.

³⁷ Ebda, S. 25.

³⁸ Vgl.: Pusztai, S. 41f.

1884 und 1918 zählt Gabor Pusztaï 247 Werke der deutschsprachigen Kolonialliteratur und zwischen 1918 und 1945 die deutlich gesteigerte Zahl von 455.³⁹

Auch inhaltlich kam es zu kaum übersehbaren Verlagerungen. Waren vor dem Ersten Weltkrieg in der Regel die autochthonen Bevölkerungsgruppen der Kolonien die Gegner der deutschen Heldenfiguren, so waren es danach vorzüglich die Engländer und Franzosen, die den Deutschen die Kolonien geraubt hatten.⁴⁰ Analog dazu ist der zu Beginn des 20. Jahrhunderts literarisch reichlich ausgeschlachtete Vernichtungsfeldzug gegen die Herero und Nama nach 1919 kaum mehr Thema.⁴¹ Zusätzlich ging der Fokus von der Forderung für mehr Aufmerksamkeit für das koloniale Projekt hin zur Rechtfertigung gegen Anschuldigungen von außen. Dabei wurde vor allem die vermeintlich kulturell wertvolle Seite des deutschen Kolonialismus stark betont. Die Einheimischen hätten von ihren deutschen Kolonialherren weitaus mehr profitiert, als sie es nun von den Engländern oder Franzosen tun könnten. Demgemäß wurden die Autoren auch nicht müde, die Verfehlungen der anderen Kolonialmächte in ihren Texten anzuprangern.⁴² Nicht zuletzt fungierte der Buchmarkt als Kompensation für den Verlust der Kolonien und das angeschlagene Selbstbewusstsein.⁴³

Als einflussreichster und erfolgreichster Autor dieser Phase der deutschsprachigen Kolonialliteratur gilt Hans Grimm. Bei ihm ist die Wiedererlangung der Kolonien eine überlebenswichtige Angelegenheit für Deutschland. In seinen Texten beschwört er eindringlich die Notwendigkeit, dass die Deutschen mehr Lebensraum erhalten müssen, um in einer ihnen würdigen Form existieren zu können. Seine literarischen Helden suchen die unzivilisierte Weite, weil sie zu Hause wegen des akuten Platzmangels erfolglos sind. Sie bestehen darauf, einer Elite anzugehören und für die Kolonisation wie geschaffen zu sein.⁴⁴ Grimm greift dabei einen Typus auf, den schon Frenssen mit den Deutschen in Verbindung gebracht hat. Joachim Warmbold bringt dies auf den Punkt, wenn er die Deutschen bei Grimm als „a racist, mythological-collectivist ideal people claiming for itself a leading role in the world on the basis of its supposed, racial qualities“⁴⁵ beschreibt. Wenn auch die Kolonialliteratur mit dem Ende des Ersten Weltkriegs nachhaltigen Veränderungen

³⁹ Vgl.: Pusztaï, S. 40.

⁴⁰ Vgl.: Ebda, S. 43.

⁴¹ Vgl.: Medardus Brehl: *Vernichtung der Herero. Diskurse der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur*. München: Wilhelm Fink 2007, S. 135. [Im Folgenden kurz: Brehl]

⁴² Vgl.: Warmbold 1988, S. 97ff.

⁴³ Vgl.: R. Schneider, S. 136.

⁴⁴ Vgl.: Warmbold 1988, S. 106ff.

⁴⁵ Ebda, S. 115.

unterworfen ist, wird das Stereotyp des weißen Mannes, der aufgrund seiner ‚rassisch‘ definierten Qualitäten vom Schicksal zum Beherrscher der Welt auserkoren ist, perpetuiert.

Grimms meistverkauftes Werk, *Volk ohne Raum*, erstmals 1926 erschienen, ist in dieser Hinsicht paradigmatisch und erlangte nicht zuletzt deswegen den Status des Paradebeispiels eines Kolonialromans der Weimarer Republik; worauf im Verlauf der Untersuchung noch näher einzugehen sein wird. Dem Leser wird auf über 1300 Seiten die Lebensgeschichte des Cornelius Friebott, der unter anderem nach Südafrika und nach Deutsch-Südwestafrika auswandert, erzählt. Zwischen einer Vielzahl von nur lose zusammenhängenden Episoden meldet sich immer wieder der Erzähler zu Wort, um die Notwendigkeit der Wiedererlangung der Kolonien für Deutschland zu beschwören. Dem Protagonisten widerfährt dabei eine literarische „Erhöhung zum nationalen Exempel“⁴⁶. Friebott wird als Sinnbild des fleißigen Deutschen gezeichnet, der nur deshalb nicht erfolgreich sein kann, weil er nicht ausreichend Raum zur Verfügung hat, um seine Fähigkeiten einzusetzen. Die Auflagenzahlen von *Volk ohne Raum* verweisen auf die große Resonanz auf die diese Ansichten stießen. Bis 1933 wurden 200 000 Exemplare verkauft und bis 1940 sogar über 480 000.⁴⁷

Grimms wirtschaftlicher Erfolg als Autor hielt auch nach 1933, nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten, unvermindert an. Was *Volk ohne Raum* betrifft, dessen Titel zum Schlagwort schlechthin für den Drang nach Gebietsverweiterung avancierte, ging die Kurve der Auflagenzahlen sogar noch steiler nach oben. In gleicher Weise wurde die Verbreitung von Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* von den Nationalsozialisten gefördert. Der Quantitative Höhepunkt des Aufschwungs der Kolonialliteratur fand definitiv zur Zeit des Dritten Reichs statt.⁴⁸ Zu einem signifikanten inhaltlichen Bruch, wie nach dem Ersten Weltkrieg, kam es 1933 nicht.⁴⁹ Die Fortschreibung der Stereotype der nationalistisch-patriotischen Männerhelden konnte problemlos prolongiert werden, waren diese doch Teil der faschistischen Ideologie. Durch die zunehmend restriktiver überwachten Möglichkeiten des Zugangs zu Verlagen kam es aber zu einer Ausdünnung in der Breite der Autoren und auch der literarischen Qualität der Werke.

⁴⁶ Hans Richter: *Verwandelter Dasein. Über deutschsprachige Literatur von Hauptmann bis heute. Mit einer Goethe-Studie*. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1987, S. 53. [Im Folgenden kurz: Richter]

⁴⁷ Vgl.: Günter Hartung: *Deutschfaschistische Literatur und Ästhetik. Gesammelte Studien*. Leipzig: Leipziger Univ. Verl. 2001, S. 127. [Im Folgenden kurz: Hartung]

⁴⁸ Vgl.: Pusztai, S. 40.

⁴⁹ Vgl.: Ebda, S. 44.

1.4 Zur Lage der Forschung

In derselben Weise, in der es schwierig ist, einen Anfangspunkt der deutschsprachigen Kolonialliteratur festzustellen, ist es auch nicht ganz unproblematisch, einen solchen für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit deutschsprachiger Kolonialliteratur auszumachen. Es handelt sich schließlich um Masseliteratur, die immer auch den Anstrich des Trivialen mit sich führt, weshalb sich die Literaturwissenschaft nur zögerlich näherte. Hinzu kam, dass es lange Zeit kaum eine nennenswerte und konkrete Gegenströmung gab, die eine akademische Debatte befeuern hätte können.⁵⁰ Sibylle Benninghoff-Lühl benennt in ihrer Untersuchung über deutsche Kolonialromane dennoch einen solchen Anfangspunkt der wissenschaftlichen Auseinandersetzung und macht diesen an dem 1931 von G. Trümpelmann verfassten Essay „Das deutsche schöngeistige Schrifttum über Südwestafrika“⁵¹ fest. Zwischen 1935 und 1939 wurden schließlich drei Dissertationen über Kolonialliteratur verfasst. Diese, so Benninghoff-Lühl, ähneln in ihrer „ideologisch-affirmativen Grundaussage“⁵² dem Text von Trümpelmann und unterstreichen „[e]ntsprechend der nationalsozialistischen Werthierarchie“⁵³ die aus ihrer Sicht adäquate ideologische Ausrichtung der Primärtexte. Genuin literaturwissenschaftliche Fragen werden nur am Rande berührt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg brach mit der Produktion von deutschsprachiger Kolonialliteratur auch das wissenschaftliche Interesse an dieser fast zur Gänze ein.⁵⁴ Zu sehr hatten sich die kolonialrevisionistisch-literarischen Phantasien mit den nationalsozialistischen Vorstellungen von völkischer Literatur arrangiert, um in der Nachkriegszeit nicht nur der Missachtung sondern noch mehr sogar der Nicht-Beachtung anheim zu fallen. Von den Nationalsozialisten noch gefeierte Autoren, wie Gustav Frenssen etwa, wurden durch deren Eingliederung in den Literaturbetrieb des Dritten Reiches, nach 1945 fast vollständig aus der Literaturgeschichtsschreibung ausgeblendet.⁵⁵ Erst in den 1950er Jahren wurde

⁵⁰ Vgl.: Warmbold 1988, S. 133.

⁵¹ Vgl.: G.J.P. Trümpelmann: Das deutsche schöngeistige Schrifttum über Südwestafrika. In: Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Südwestafrika, 1931-32, Bd. VI, Windhoek 1933, S. 101-152.

⁵² Sibylle Benninghoff-Lühl: *Deutsche Kolonialromane 1884-1914 in ihrem Entstehungs- und Wirkungszusammenhang*. Bremen: Übersee-Museum Bremen 1983, S. 2. [Im Folgenden kurz: Benninghoff-Lühl]

⁵³ Ebda.

⁵⁴ Vgl.: Pusztai, S. 46.

⁵⁵ Vgl.: Uwe-K. Ketelsen: Frenssens Werk und die deutsche Literatur der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Zuordnungen, Parallelen, Abgrenzungen. In: Kay Dohnke und Dietrich Stein (Hg.): *Gustav Frenssen in seiner*

Kolonialliteratur wieder aus wissenschaftlicher Sicht interessant; allerdings nur in indirekter Weise. Der Göttinger Ethnologe Hans Plischke schlug vor, die Texte von Kolonialschriftstellern als Materialquellen für Völkerkunde heranzuziehen. Plischke selbst war aber noch einer ‚völkischen‘ Denkweise verhaftet, die zunehmend an Bedeutung verlor und so auch seine Ansätze zur Auswertung der Kolonialliteratur.⁵⁶ Erst für die 70er Jahre, besonders durch Imagologie- und Exotismusforschung stellt Benninghoff-Lühl eine echte wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kolonialliteratur fest. Als Hauptgrund für die jahrzehntelange Vernachlässigung nennt sie die Brandmarkung von Kolonialliteratur als Trivialliteratur.⁵⁷

Jörg Wassink setzt den Beginn der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit deutschsprachiger Kolonialliteratur gar erst mit Beginn der 1980er Jahre an und nennt als erste Untersuchung dazu die Doktorarbeit aus dem Jahr 1981 von Kouassi Kouamé mit dem Titel „La propagande colonialiste dans la littérature allemande“⁵⁸. Ein Jahr später erschien die erste deutschsprachige Dissertation zu diesem Thema von Joachim Warmbold.⁵⁹ Ebenfalls 1982 brachte Martha Mamozai *Herrenmenschen: Frauen im deutschen Kolonialismus*⁶⁰ heraus, in dem sie zahlreiche Tagebücher und Autobiographien von ehemaligen Kolonisten auswertet. 1983 erschien Sibylle Benninghoff-Lühls *Deutsche Kolonialromane 1884-1914*⁶¹, die bis dahin systematischste Zusammenfassung der deutschsprachigen Kolonialliteratur. Als weitere nennenswerte Untersuchungen gibt Jörg Wassink Amadou B. Sadjis *Das Bild des Negro-Afrikaners in der deutschen Kolonialliteratur*⁶² von 1985, Esaie Djomos *Pangermanismus in der Literatur des Kaiserreichs, dargestellt am Beispiel der deutschen Koloniallyrik*⁶³ von 1992 und Gesine Krügers Dissertation über den Herero-Aufstand von

Zeit. *Von der Massenkultur im Kaiserreich zur Massenkultur im NS-Staat*. Heide: Boyens & Co. 1997, S. 153f. [Im Folgenden kurz: Ketelsen 1997]

⁵⁶ Vgl.: Benninghoff-Lühl, S. 3.

⁵⁷ Vgl.: Ebda, S. 4ff.

⁵⁸ Vgl.: Kouamé Kouassi: *La propagande colonialiste dans la littérature allemande (de la conférence de Berlin 1884/85 à la deuxième guerre mondiale)*, Contribution à la critique de l'idéologie impérialiste, Thèse de doctorat de 3^e cycle, Saarbrücken: Universität des Saarlandes 1981.

⁵⁹ Vgl.: Joachim Warmbold: *„Ein Stück neudeutsche Erde...“, Deutsche Kolonialliteratur, Aspekte ihrer Geschichte, Eigenart und Wirkung, dargestellt am Beispiel Afrikas*. Frankfurt a.M.: Haag und Herchen 1982.

⁶⁰ Vgl.: Martha Mamozai: *Herrenmenschen: Frauen im deutschen Kolonialismus*. Reinbek: rowohlt 1982.

⁶¹ Vgl.: Benninghoff-Lühl.

⁶² Vgl.: Amadou Booker Sadjis: *Das Bild des Negro-Afrikaners in der Deutschen Kolonialliteratur (1884-1945), Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas*. Berlin: D. Reimer 1985.

⁶³ Esaie Djomo: *„Des Deutschen Feld ist die Welt!“, Pangermanismus in der Literatur des Kaiserreichs, dargestellt am Beispiel der deutschen Koloniallyrik. Ein Beitrag zur Literatur im historischen Kontext*. St. Ingbert: Röhrig 1992.

1999⁶⁴, in der sie unter anderem auch Soldatentagebücher analysiert, an. Am Rande wird noch Marieluise Christadlers Arbeit „Zwischen Gartenlaube und Genozid - Kolonialistische Jugendbücher im Kaiserreich“⁶⁵, bereits 1978 erschienen, in der sie sich unter anderem auch Teilen der Kolonialliteratur widmet, erwähnt.⁶⁶

Dieser Aufstellung sind noch einige weitere Publikationen jüngerer Datums hinzuzufügen. Im 1997 erschienenen *Fetischismus und Alterität*⁶⁷ setzt sich Dotsé Yigbe mit den diversen Erscheinungsformen von Idolatrie und Fetischismus in der deutschsprachigen Kolonialliteratur über Togo auseinander und gibt im Zuge dessen auch einen aufschlussreichen Überblick über die historische Entwicklung der europäischen Wahrnehmung fremder Welten und Kulturen. Russel A. Berman analysiert in *Enlightenment or Empire*⁶⁸ (1998) die Auswirkungen aufklärerischer Ideen auf Denken und Schreiben über Entdeckungen, Begegnungen und Kolonialismus vom Zeitalter der Aufklärung bis in das 20. Jahrhundert. Über den geographisch abgegrenzten Teilbereich der deutschsprachigen Kolonialliteratur über Togo legte Adjai Paulin Oloukpona-Yinnon ihre Untersuchung mit dem Titel *Unter deutschen Palmen*⁶⁹ (1998) vor, in der sie sich, historisch gegliedert, einer Vielzahl von Themen im Zusammenhang über koloniales Schreiben widmet, wie Genderrelevanz, didaktische Intentionen und Kolonialrevisionismus. 2002 bringen Alexander Honold und Oliver Simons den Sammelband *Kolonialismus als Kultur*⁷⁰ heraus. Im Abschnitt über Literatur sind drei Aufsätze versammelt, die sich einzelner Autoren (Alfred Döblin, Richard Wilhelm und Franz Kafka) annehmen und einer, der sich mit den Besonderheiten deutscher Kolonialphantasien beschäftigt. Rosa B. Schneider arbeitet in »Um Scholle und Leben« *Zur Konstruktion von »Rasse« und Geschlecht in der kolonialen Afrikaliteratur um 1900*⁷¹, von 2003, die Zusammenhänge zwischen den kolonialen Formationen von Weiblichkeit und der Konstruktion von ‚Rasse‘ heraus und beschränkt sich dabei

⁶⁴ Vgl.: Gesine Krüger: *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein. Realität, Dichtung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999. [Im Folgenden kurz: Krüger]

⁶⁵ Vgl.: Marieluise Christadler: *Zwischen Gartenlaube und Genozid. Kolonialistische Jugendbücher im Kaiserreich*. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte*. Nr. B21. 28.5.1977, S. 18-36.

⁶⁶ Vgl.: Wassink 2004, S. 125ff.

⁶⁷ Vgl.: Dotsé Yigbe: *Fetischismus als Alterität: am Beispiel kolonialer Literatur über Togo: Richard Kūas, Félix Couchoro und David Ananou*. Frankfurt a.M.: IKO – Verlag für interkulturelle Kommunikation 1997.

⁶⁸ Vgl.: Russel A. Berman: *Enlightenment or Empire. Colonial Discourse in German Culture*. Lincoln and London: University of Nebraska Press 1998. [Im Folgenden kurz: Bermann]

⁶⁹ Vgl.: Adjai Paulin Oloukpona-Yinnon: *Unter deutschen Palmen. Die „Musterkolonie“ Togo im Spiegel deutscher Kolonialliteratur (1884-1944)*. Frankfurt a.M.: Verl. für interkulturelle Kommunikation 1998.

⁷⁰ Vgl.: Alexander Honold und Oliver Simons (Hg.): *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*. Tübingen und Basel: A. Francke 2002.

⁷¹ Vgl.: R. Schneider.

ausschließlich auf Texte von Schriftstellerinnen. Im 2004 erschienenen *Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika*⁷² analysiert Jörg Wassink literarische Strategien der Kolonialliteratur über den Herero/Nama-Aufstand und gibt einen kompakten Überblick über den deutschen Kolonialismus, die deutschsprachige Kolonialliteratur und die Forschungslage zu dieser. Ebenso mit der *Vernichtung der Herero*⁷³ setzt sich Medardus Brehl 2007 auseinander, und betrachtet dabei die Literatur über dieses Ereignis aus diskursanalytischer Perspektive. *Worte, Blicke, Träume*⁷⁴ nennt sich eine Sammlung von Aufsätzen, die 2007 mit Sven Halse als Herausgeber erscheint. Hier sollen die Spezifika deutscher Kolonialkultur im Zentrum stehen und ein Blick hinaus über die bloße Aufarbeitung von Genoziden gewagt werden; dennoch kreisen die sechs Texte hauptsächlich um deutsche Kolonialverbrechen. Danielle Kpoda versucht in *Das Bild der afrikanischen Frau in der deutschen Kolonialliteratur und der französischen Kolonialliteratur und sein Gegenentwurf in der frankophonen afrikanischen Literatur der Kolonialzeit*⁷⁵ (2007) einen Blick aus mehreren Perspektiven auf Rasse, Identität und Geschlecht in Narrationen verschiedener kultureller Provenienz zu werfen. Mit seiner Untersuchung *Fahrten nach Südwest. Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama in der deutschen Literatur (1904-2004)*⁷⁶, von 2009, geht Stefan Hermes in einem diskursanalytischen Verfahren der Frage nach, in welcher Weise Texte aus einem ganzen Jahrhundert koloniale Macht rechtfertigen oder kritisieren. In *Identität und Ordnung*⁷⁷ (2011) analysiert Daniel Schneider diskursiv erzeugte Kategorien, wie Macht, Raum, Identität und andere Strukturen, die entlang der Achse von ‚Eigenem‘ und ‚Fremden‘ hervorgebracht werden. Der Sammelband *Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart*⁷⁸ (2012), herausgegeben von Michael Hofmann und Rita Morrien, versammelt sowohl Autoren aus Europa, als auch aus den ehemaligen Kolonien und bietet ein thematisch wie historisch breites sehr heterogenes Spektrum von Themen. Diese Aufstellung beansprucht keineswegs vollständig zu sein. Gerade seit der Jahrtausendwende ist die Anzahl von Arbeiten, zur deutschsprachigen

⁷² Vgl.: Wassink 2004.

⁷³ Vgl.: Brehl.

⁷⁴ Vgl.: Sven Halse (Hg.): *Worte, Blicke, Träume. Beiträge zum deutschen Kolonialismus in Literatur, Fotografie und Ausbildung*. Kopenhagen und München: Wilhelm Fink 2007.

⁷⁵ Vgl.: Danielle Kpoda: *Das Bild der afrikanischen Frau in der deutschen Kolonialliteratur und der französischen Kolonialliteratur und sein Gegenentwurf in der frankophonen afrikanischen Literatur der Kolonialzeit*. Frankfurt a.M.: Peter Lang 2007. [Im Folgenden kurz: Kpoda]

⁷⁶ Vgl.: Stefan Hermes: ‚*Fahrten nach Südwest*‘. *Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama in der deutschen Literatur (1904-2004)*. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009.

⁷⁷ Vgl.: Daniel Schneider: *Identität und Ordnung. Entwürfe des „Eigenen“ und „Fremden“ in deutschen Kolonial- und Afrikaromanen von 1889 bis 1952*. Bielefeld: Aisthesis 2011. [Im Folgenden kurz: D. Schneider]

⁷⁸ Vgl.: Michael Hofmann und Rita Morrien (Hg.): *Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart. Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Amsterdam und New York: Rodopi 2012.

Kolonialliteratur, meist in Form von wissenschaftlichen Aufsätzen, stark im Steigen begriffen und ein Abflauen des aktuell regen Interesses ist gegenwärtig nicht in Sicht. Was aus heutiger Sicht jedoch fehlt, ist der Versuch eines Überblicks aktuellen Datums über das gesamte Korpus der deutschsprachigen Kolonialliteratur, so wie ihn Sibylle Benninghoff-Lühl (1983) und Joachim Warmbold (1988) zu Beginn des neu auflebenden Interesses an Kolonialliteratur bereits in Ansätzen versucht haben. Bis heute gelten die Untersuchungen der beiden als Standardtexte der literaturwissenschaftlichen Forschung zu deutschsprachiger Kolonialliteratur. In ähnlicher Weise beziehen sich die Darstellungen der Forschungslage zur Kolonialliteratur in jüngeren Jahren in der Regel nur auf ausgewählte Publikationen, ohne die Darstellung eines Überblicks zu versuchen. Eine Ausnahme mit Einschränkungen stellt hier Jörg Wassink dar, der die bislang systematischste Zusammenschau der Forschungslage in jüngeren Jahren vorgelegt hat, aber damit, wie bereits erwähnt, erst mit dem Jahr 1981 ansetzt.⁷⁹

Bis heute ist sich die Forschung unklar über die Abgrenzung ihres eigenen Korpus.⁸⁰ Die Frage, was alles zur Kolonialliteratur zu zählen sei, hat bislang verschiedene Antworten gefunden. Frühe Untersuchungen, wie etwa die von Joachim Warmbold und Sibylle Benninghoff-Lühl, haben die Abgrenzung über die politische Intention der Literatur versucht. Kolonialpropaganda und Kolonialliteratur wurden im Wesentlichen gleichgesetzt. Medardus Brehl kritisiert daran, dass bei einer solchen Herangehensweise die Ergebnisse schon vor der Auseinandersetzung mit der Primärliteratur feststehen würden; die wissenschaftliche Literatur würde sich so in Antikolonialismus erschöpfen.⁸¹ Jüngere Arbeiten begnügen sich meist mit dem Hinweis auf diese Erkenntnis und grenzen das jeweils zu untersuchende Korpus entweder geographisch oder historisch ab, ohne den Versuch zu unternehmen, die ganze Gestalt eines kolonialliterarischen Korpus zu fassen.⁸² Lediglich die koloniale Thematik als Zuordnungskriterium heranzuziehen wird aber weitgehend abgelehnt. Der Ansatz von Janos Riesz geht in seiner Radikalität wohl am weitesten. Er geht davon aus, dass alle Literatur aus Europa, die seit Beginn des Kolonialismus entstanden ist, mit Kolonialismus zu tun habe, da alle Europäer in irgendeiner Form Komplizen im kolonialen Projekt waren und nach wie vor sind.⁸³ Die Trivialität von Kolonialliteratur, was in der Regel durchaus als qualitativ-

⁷⁹ Vgl.: Wassink 2004, S. 125ff.

⁸⁰ Eine kompakte, wenn auch nicht vollständige Diskussion der Frage nach der Abgrenzung des Korpus der deutschen Kolonialliteratur findet sich bei Medardus Brehl: vgl.: Brehl, S. 59ff.

⁸¹ Vgl.: Brehl, S. 63.

⁸² Vgl.: Wassink 2007, S. 54. und Kpoda, S. 11. und Meyn, S. 322.

⁸³ Vgl.: Brehl, S. 63.

wertendes Urteil verstanden wird, wird in der Forschung kaum angezweifelt.⁸⁴ Dies korreliert mit dem bereits erwähnten Umstand, dass sich die Forschung lange Zeit zu vehementer Kolonialismuskritik verpflichtet fühlte und deshalb mit Wertschätzung äußerst sparsam umging. Stephan Mühr geht sogar so weit, den Literaturwissenschaftlern zu unterstellen, die so einheitlich pejorativierende Rezeption diene zur Selbstvergewisserung, auf der richtigen Seite zu stehen; als Abgrenzung vom Kolonialismus.⁸⁵

In den letzten beiden Jahrzehnten ist jedoch eine zunehmende Abkehr von solch wertenden und simplifizierenden Deutungen feststellbar, was vor allem bedeutenden Impulsen von außerhalb des deutschsprachigen Raumes zuzuschreiben ist. Im Gegensatz zu anderen ehemaligen Kolonialreichen fand in Deutschland die Auseinandersetzung mit der kolonialen Vergangenheit lange Zeit ganz ohne die Stimmen der vormals Kolonisierten statt. Nicht nur die Zeitspanne, in der sich das Deutsche Reich als Kolonialmacht engagiert hatte, sondern auch die Intensität der kolonialen Unternehmungen fielen im Vergleich zum Vereinigten Königreich und Frankreich wesentlich bescheidener aus. Es hat somit auch weit weniger Durchmischung stattgefunden. Deutsch-Südwestafrika war die einzige deutsche Besitzung in Übersee, der tatsächlich der Status einer Siedlungskolonie zugekommen war. Zu Spitzenzeiten lebten hier jedoch nie mehr als 20 000 Deutsche; was im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung des Deutschen Reiches einen verschwindend geringen Anteil darstellte. Die Anzahl jener autochthonen Afrikaner, die den umgekehrten Weg beschritten und aus kolonisierten Gebieten in das Deutsche Reich und später in die Weimarer Republik eingewandert waren, ist noch wesentlich kleiner.⁸⁶ Postkoloniale Theorien, die gerade an den kulturellen Schnittstellen, an den Orten von Durchmischung und Hybridität entstanden waren, wurden erst aus dem angelsächsischen und frankophonen Raum in die deutschsprachige Literaturwissenschaft importiert. Erst am Ende des 20. Jahrhunderts konnte sich so etwas wie ein wissenschaftlicher Dialog zwischen ehemaligen Kolonisten und Kolonisierten herausbilden.⁸⁷ Wichtige Anstöße dafür kamen vor allem aus der kritischen Orientalismusforschung, die sich ab dem Ende der 1970er Jahre vom angloamerikanischen Raum aus durchzusetzen begann. Vor allem das sogenannte „post-colonial-movement“,

⁸⁴ Vgl.: Ebda, S. 61.

⁸⁵ Vgl.: Stephan Mühr: Die Wirklichkeit der Fremderfahrung. Neue Wege zur deutschen Kolonialliteratur im südlichen Afrika. In: Acta Germanica. German Studies in Africa. Jahrbuch des Germanistenverbandes im südlichen Afrika. hrsg. v. John K. Noyes. Bd. 25, 1997, S. 133ff.

⁸⁶ Vgl.: Stefan Hermes: Täter- und Opfermythen in der Kolonialliteratur. Von Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* zu Hans Grimms *Volk ohne Raum*. In: Stefan Hermes und Amir Muhić (Hg.): *Täter als Opfer? Deutschsprachige Literatur zu Krieg und Vertreibung im 20. Jahrhundert*. Hamburg: Dr. Kovač 2007, S. 149. [Im Folgenden kurz: Hermes 2007]

⁸⁷ Vgl.: D. Schneider, S. 33f.

getragen von der Nachfolgeneration des Befreiungskampfes, meist Menschen, die zwar im Westen ihre Bildung erhielten, aber ihre Wurzeln in Afrika oder Asien hatten, setzte entscheidende Impulse. Edward W. Said, Homi K. Bhabba und Gayatri Chakravorty Spivak sind die bis heute bekanntesten Vertreter.⁸⁸ Die Durchbrechung eurozentrischer Perspektiven, Ideologiekritik und Offenlegung scheinbar natürlicher hegemonialer Strukturen wurden, zumindest auf theoretischem Gebiet, geleistet. Eine ebenso bedeutende Entwicklung in dieser Hinsicht wird heute unter dem Begriff „linguistic turn“ zusammengefasst; eine Kulmination von theoretischen Bewegungen, „die sich gegen die Vorstellung von Sprache als Repräsentations- und Darstellungsinstrument von Wirklichkeit richteten und statt dessen die wirklichkeitskonstitutiven und pragmatischen Potentiale sprachlicher Äußerungen in den Blick nahmen“⁸⁹. Das Zusammenwirken von „post-colonial-movement“ und „linguistic turn“ konnte schließlich auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Kolonialliteratur in neue Bahnen lenken, was sich mit etwas Verspätung auch im deutschsprachigen Raum bemerkbar machte. Bis heute gilt Edward W. Saids *Orientalism* (1978) als der bedeutendste Markstein, der den Beginn dieser Wende in der postkolonialen Theoriebildung markiert. Nach Said ist Orientalismus „ein westlicher Stil, den Orient zu beherrschen, zu gestalten und zu unterdrücken“⁹⁰, ein europäischer Diskurs, durch den das, was im Westen als Orient verstanden wird, erst erschaffen wurde, um dann darüber nach Belieben verfügen zu können. Durch diese neue Perspektive, die sich nach Said durchzusetzen begann, wurden Texte über den Orient und andere kolonisierte Regionen als „Stützen oder sogar als Protagonisten des westlichen Kolonialismus und Imperialismus“⁹¹ gelesen. In diese Phase fallen auch die Untersuchungen von Benninghoff-Lühl und Warmbold, die sich bezeichnenderweise auf die ideologischen und propagandistischen Aspekte von Kolonialliteratur konzentrierten und sich in ihrer literaturwissenschaftlichen Arbeit durchaus als antikolonial verstehen.

Andrea Polaschegg weist in dieser Sache auf einige fundamentale Schwächen in Saids Theoriebildung hin. Sie argumentiert, Said räume dem Orient in seinem Verhältnis Europa gegenüber eine Sonderstellung ein. Saids *Orientalism* zufolge müsse man annehmen, dass sich Europa über viele Jahrhunderte hinweg von allen Regionen der Welt stets dem Orient am intensivsten zugewandt hätte und diesem folglich auch am meisten Unterdrückung angedeihen lassen habe. Der europäische Diskurs über den Orient habe die ganze Zeit über das vorbereitet, was im 19. Jahrhundert schließlich Realität wurde, die Kolonisierung des

⁸⁸ Vgl.: Polaschegg, S. 10ff.

⁸⁹ Ebda, S. 14.

⁹⁰ Said, S. 11.

⁹¹ Polaschegg, S. 16.

Orients.⁹² Weiters betrachte Said viele allgemeine Erkenntnisse der Diskursanalyse ebenfalls als rein spezifisch für den Orient; wie etwa die Betrachtung des fremden Nachbarn durch die Europäer. Der abendländische Diskurs über den Orient sei nach Said seit jeher ein imperialistischer mit starken hegemonialen Intentionen.⁹³ Andrea Polaschegg wendet hier ein, dass Betrachtungen von Fremdheit stets Kategorisierungen, Klassifikationen, Reduktionen und Schematisierungen unterliegen und das in jede Richtung. Solcherlei verzerrende Darstellungen aus fremdkultureller Perspektive seien demnach nicht per se „charakteristischer Bestandteil des imperialistischen Diskurses und ein Spezifikum des Westens“⁹⁴. Es handle sich vielmehr um eine allgemeine Voraussetzung, um Kulturen in ihrer Unterschiedlichkeit begreifen zu können. Jede Kultur müsse Grenzen ziehen, sich von anderen Kulturen abgrenzen, um existieren zu können. Erst die Benennung von Differenzen ermögliche die Konstitution von Identität, so Polaschegg. Durch diese gegenseitigen Benennungen entstehen relationale Konstrukte des Eigenen und des Anderen.⁹⁵ Der Okzident errichte sein Bild vom Orient als das Andere des vermeintlichen eigenen Wesens und der Orient mache dasselbe in die entgegengesetzte Richtung.⁹⁶ Andrea Polaschegg plädiert hier für eine weitere Ausdifferenzierung dieses Prozesses von Grenzziehungen, in dem sie „zwei sehr unterschiedliche Strategien“⁹⁷ ortet.

„Die eine läuft auf einer Achse mit den Endpunkten ‚das Eigene‘ und ‚das Andere‘, operiert nach Maßgabe der DIFFERENZ [!] und dient der Konstitution von Identität, die andere läuft auf einer Achse mit den Endpunkten ‚das Vertraute‘ und ‚das Fremde‘, operiert nach Maßgabe der DISTANZ [!] und durchzieht die Sphäre des Verstehens.“⁹⁸

Eine Kultur, die nicht die eigene ist, wird demnach einerseits als andere Kultur beschrieben, was eine Differenz zu ihr eröffnet und die Identität der eigenen Kultur konstituiert. Andererseits wird die andere Kultur auch als fremd erfahren, was wiederum eine Distanz herstellt, deren Beschaffenheit über die Möglichkeiten des Verstehens Auskunft gibt. Eine Kultur kann sowohl als ‚Anderes‘ als auch als ‚Fremdes‘ zur gleichen Zeit erfahren werden. Warum eine Unterscheidung dieser beiden Strategien von Bedeutung ist, erläutert Polaschegg anhand der Funktion der heterosexuellen Ordnung der Geschlechter. Weibliche und männliche Identitäten erschaffen sich gegenseitig durch die Abgrenzung gegenüber der jeweils anderen Seite dieser Opposition. Auf der Ebene der Differenz findet dieser

⁹² Vgl.: Polaschegg, S. 31f.

⁹³ Vgl.: Ebda.

⁹⁴ Ebda, S. 35.

⁹⁵ Vgl.: Ebda, S. 40ff.

⁹⁶ Vgl.: Ebda, S. 40f.

⁹⁷ Vgl.: Ebda. S. 43.

⁹⁸ Vgl.: Ebda.

definitivische Prozess in beide Richtungen statt. Was aber die Ebene des Verstehens betrifft, kann hier, so Polaschegg, von keiner gegengleichen Dynamik gesprochen werden. Das Weibliche wird vom Männlichen als fremd und erklärungsbedürftig empfunden, das Männliche vom Weiblichen jedoch nicht. Das Männliche wird als das Selbstverständliche verstanden.⁹⁹ Folglich ist das Verhältnis von ‚Eigenem‘ und ‚Anderem‘ und von ‚Vertrautem‘ und ‚Fremden‘ nur aus der männlichen Perspektive kongruent. Aus weiblicher Sichtweise hingegen ist das Männliche zwar ein ‚Anderes‘, aber kein ‚Fremdes‘, das erklärungsbedürftig wäre.¹⁰⁰ Diese Inkongruenz kann nun mit den bestehenden Machtverhältnissen in Zusammenhang gebracht werden. Die dominante Seite empfindet die dominierte Seite als ‚Anderes‘ und als ‚Fremdes‘; die dominierte Seite empfindet die dominante Seite hingegen zwar als ‚Anderes‘, aber nicht als ‚Fremdes‘. Eine solche Interpretation wird auch durch die Machtverhältnisse zwischen Orient und Okzident untermauert. Der Westen empfindet den Orient als ein Gegenbild, als ein ‚Anderes‘, an dem die eigene Identität erst Kontur gewinnen kann. In gleicher Weise zieht der Osten seine Grenzen zum Westen, um sich selbst zu definieren. Die Distanz aber, aufgespannt durch die angenommene Erklärungsbedürftigkeit des Nachbarn, die der Westen dem Orient gegenüber empfindet, hat in die Gegenrichtung keine derartige Entsprechung. So kennt der orientalische Raum keine ‚Okzidentalistik‘, die in ihrem Stellenwert der westlichen Orientalistik vergleichbar wäre. Analog dazu steht die umfangreiche und mittlerweile vielfach institutionalisierte Frauenforschung den noch immer bescheidenen Anfängen der Männerforschung gegenüber.¹⁰¹

Diese Parallele zwischen dem Verhältnis von Kolonialmacht und Kolonisierten und zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit deutet bereits auf einen engen Zusammenhang zwischen dem Projekt des europäischen Kolonialismus am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts und den Diskursen von Männlichkeit zu dieser Zeit hin. Schon Robert Connell weist in seiner vielbeachteten Untersuchung *Der gemachte Mann* darauf hin, dass „die imperialistische Expansion Männlichkeiten nicht nur geformt hat, sondern diese aktiv und gestaltend an diesem Prozeß beteiligt waren.“¹⁰² Auch der Literaturbetrieb partizipierte an diesem Konstruktionsprozess von Geschlechtsidentitäten, die den kolonialen Impetus ihrer Gegenwart unverkennbar in sich tragen. Die Forschung über Kolonialliteratur hat sich in jüngeren Jahren dieser Erkenntnisse angenommen und hat nun begonnen, vermeintlich

⁹⁹ Vgl.: Polaschegg, S. 52ff.

¹⁰⁰ Vgl.: Ebda.

¹⁰¹ Vgl.: Ebda, S. 54f.

¹⁰² Robert W. Connell: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*. Opladen: Leske und Budrich 1999, S. 205. [Im Folgenden kurz: Connell]

wohlbekannte und schon oftmals eingeordnete Texte neu zu lesen und neu zu bewerten. Gerade auch am Schnittpunkt von Gender Studies und Literaturwissenschaft sind in den vergangenen Jahren derartige interpretatorische ‚Reanimationen‘ entstanden.¹⁰³ Nach wie vor liegt hierbei das Hauptaugenmerk auf der weiblichen Seite des Geschlechterspektrums, Männlichkeit in der Kolonialliteratur scheint bis heute noch ein weitgehend ‚dunkler Kontinent‘ zu sein.¹⁰⁴

¹⁰³ Vgl.: exemplarisch: Kpoda und D. Schneider und Uwe Lindemann: Der Basar als Gebilde des hochkapitalistischen Zeitalters. Über das Verhältnis von Orientalismus, Geschlechterpolitik, Konsum- und Modernekritik zwischen 1820 und 1900. In: Klaus-Michael Bogdal (Hg.): *Orientdiskurse in der deutschen Literatur*. Bielefeld: Aisthesis 2007, S. 243-271. und Maria-Dolors Garcia-Ramon: Gender and the colonial encounter in the Arab World: examining women’s experiences and narratives. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 2003. Vol. 21, S. 653-672. und Thomas Schwarz: Die Kultivierung des kolonialen Begehrens – ein deutscher Sonderweg? In: Alexander Honold und Oliver Simons (Hg.): *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*. Tübingen und Basel: A. Francke 2002, S. 85-104. [Im Folgenden kurz: Schwarz 2002] und Kornelia Kuchmeister: „...nur ein Weib, aber Herrin ihrer Kraft“. Das Frauenbild und die Funktion von Sexualität in Gustav Frenssens Werk. In: Kay Dohnke und Dietrich Stein (Hg.): *Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat*. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Royens & Co. 1997, S. 400-436. und Nancy M. Decker: Breaking the Mold: Redundant women and german colonialism. In: *Acta Germanica. German Studies in Africa. Jahrbuch des Germanistenverbandes im südlichen Afrika*. hrsg. v. John K. Noyes. Bd. 25, 1997, S. 171-182. [Im Folgenden kurz: Decker]

¹⁰⁴ Bisher nur eine Ausnahme in dieser Hinsicht: Patrice Djoufack: Das Männliche, das Weibliche, das Fremde. Zur Dekonstruktion des Männlichkeitsdiskurses in Chinua Achebes postkolonialem Roman *Things Fall Apart*. In: Michael Hofmann und Rita Morrien (Hg.): *Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart. Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Amsterdam und New York: Rodopi 2012, S. 107-124.

2. Deutscher Kolonialismus im historischen Kontext

Das folgende Kapitel ist ein historischer Exkurs. Ein solcher erscheint angebracht, da in den Texten der Primärliteratur auf eine Reihe von historischen Ereignissen Bezug genommen wird, die in unmittelbarem Zusammenhang mit der Kolonialgeschichte Deutschlands stehen. Dieser Exkurs ist bewusst kurz gehalten und stellt nicht den Anspruch historischer Vollständigkeit. Ziel ist es, lediglich jene Aspekte der deutschen Verwicklungen in den Kolonialismus in prägnanter Form zu erhellen, die für das bessere Verständnis der nachfolgenden literaturwissenschaftlichen Analyse der Primärliteratur hilfreich sind. Aus diesem Grund liegt der Fokus zum einen auf der Zeit des späten 19. und des frühen 20. Jahrhunderts und zum anderen auf dem Gebiet Südwestafrikas.

Das deutsche Kolonialreich hatte effektiv nur 30 Jahre, von 1884 bis 1914, Bestand.¹⁰⁵ In der Zeit davor war der deutschsprachige Raum keineswegs isoliert von Gebieten, die nicht in direkter Nachbarschaft oder gar in Übersee lagen. Vor allem durch die Handelsschifffahrt der Hanse fand seit dem Mittelalter ein reger Austausch statt. Dieser konzentrierte sich hauptsächlich auf die angrenzenden Gebiete der Nord- und Ostsee und ging nur vereinzelt darüber hinaus.¹⁰⁶ Deshalb zählte die Hanse zu den großen Verlierern, als sich, zu Beginn der Neuzeit, die ertragreichsten Handelsrouten einerseits auf den Atlantik in Richtung der beiden Amerikas und andererseits, vorbei am Kap der Guten Hoffnung, Richtung Asien verlagerten.¹⁰⁷ Percy Ernst Schramm macht in der politischen Zersplitterung in konkurrierende Fürstentümer den Grund für den geringen Anteil am internationalen Seehandel, den die deutschsprachigen Gebiete beanspruchen konnten, fest; es fehlte an nationaler Geschlossenheit, die anderen Staaten, wie Spanien, England oder Frankreich, zu Gute kam.¹⁰⁸ Nichts desto trotz waren von Anfang an Deutsche mit dabei, wenn unter fremder Flagge Entdeckungs-, Forschungs- oder Handelsfahrten unternommen wurden.¹⁰⁹ Der bekannteste Versuch eines deutschen Fürsten, aktiv am Kolonialismus in überseeischen

¹⁰⁵ Vgl.: Horst Gründer: *Geschichte der deutschen Kolonien*. 5., mit neuer Einleitung und aktualisierter Bibliographie versehene Auflage. Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh 2004, S. 9. [Im Folgenden kurz: Gründer]

¹⁰⁶ Vgl.: Percy Ernst Schramm: *Deutschland und Übersee. Der Deutsche Handel mit den anderen Kontinenten, insbesondere Afrika, von Karl V bis zu Bismarck. Ein Beitrag zur Geschichte der Rivalität im Wirtschaftsleben*. Braunschweig: Georg Westermann 1950, S. 15. [Im Folgenden kurz: Schramm]

¹⁰⁷ Vgl.: Ebda, S. 17.

¹⁰⁸ Vgl.: Ebda, S. 18.

¹⁰⁹ Vgl.: Ebda, S. 18f.

Gebieten teilzuhaben, ist die Gründung der Kolonie ‚Groß-Friedrichsburg‘, durch Kurfürst Friedrich Wilhelm I an der westafrikanischen Küste des heutigen Ghana im Jahr 1683. In der Folge konnte am Dreieckshandel zwischen Europa, Afrika und Amerika teilgenommen werden. Da aber der Kurfürst über keine geeignete Flotte verfügte, um die Stützpunkte zu schützen und darüber hinaus in Geldnot geriet, musste er die Besitzungen im Jahr 1717 an die niederländische Konkurrenz verkaufen.¹¹⁰

Im 17. und 18. Jahrhundert wurde der Seehandel mit kolonialen Gebieten zunehmend nationalisiert und das „Prinzip des Merkantilismus“¹¹¹ setzte sich durch. Dadurch wurden deutsche Unternehmungen, die ja selbst keine Kolonien besaßen, vom Handel in Übersee abgeschnitten.¹¹² Ab dem Ende des 17. Jahrhunderts begann sich Nordamerika zum bevorzugten Ziel deutschsprachiger Auswanderer zu entwickeln. Im Verlauf der folgenden beiden Jahrhunderte begaben sich mehrere Millionen Deutsche über den Atlantik. Da sich diese aber rasch assimilierten, entstanden keine national-deutschen Siedlungskolonien.¹¹³ Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts kam es zu einer Auflockerung der merkantilen Systeme, ausgelöst durch die Unabhängigkeitsbestrebungen in den beiden Americas, sodass deutsche Firmen wieder vermehrt in den internationalen Seehandel einsteigen konnten.¹¹⁴ In politischer Hinsicht hatten für die deutschen Fürstentümer aber immer noch innereuropäische Angelegenheiten Vorrang.¹¹⁵ Im Verlauf des 19. Jahrhunderts breitete sich der deutsche Handel über alle Weltmeere aus; vereinzelt Kolonisationsversuche blieben aber vorerst ohne Erfolg.¹¹⁶

Vom afrikanischen Kontinent waren aus europäischer Sicht Mitte des 19. Jahrhunderts lediglich schmale Küstenstreifen erschlossen.¹¹⁷ Die ersten, die über den Handel hinausgehend, auch Gebiete in Afrika beanspruchten, waren im 16. Jahrhundert die Portugiesen.¹¹⁸ 200 Jahre später setzten sich England und Frankreich als die bedeutendsten europäischen Mächte auf dem südlichen Nachbarkontinent durch.¹¹⁹ Das seit 1652 von den Niederlanden beanspruchte Gebiet um das Kap der Guten Hoffnung geriet zu Beginn des 19. Jahrhunderts unter englische Kontrolle. Durch die Repressionen von britischer Seite sahen

¹¹⁰ Vgl.: Gründer, S. 16f.

¹¹¹ Schramm, S. 28.

¹¹² Vgl.: Ebda.

¹¹³ Vgl.: Ebda, S. 44.

¹¹⁴ Vgl.: Ebda, S. 47ff.

¹¹⁵ Vgl.: Gründer, S. 16f.

¹¹⁶ Vgl.: Schramm, S. 76ff.

¹¹⁷ Vgl.: Ebda, S. 105.

¹¹⁸ Vgl.: Ebda, S. 117.

¹¹⁹ Vgl.: Ebda, S. 121.

sich die seit Generationen ansässigen niederländischen Siedler, die sogenannten Buren, gezwungen, sich weiter im Landesinneren anzusiedeln. Im Norden des heutigen Südafrika gründeten sie die unabhängigen Republiken Oranje-Freistaat (1852) und Transvaal (1854).¹²⁰ Nachdem reiche Goldvorkommen im Transvaal entdeckt wurden, erstarkte das britische Interesse an den beiden jungen Staaten. Die sich daraus entspinneenden Konflikte gipfelten im sogenannten Burenkrieg, der von 1899 bis 1902 tobte. Als dessen Folge mussten sich der Oranje-Freistaat und Transvaal geschlagen geben und wurden in das britisch kontrollierte Südafrika eingegliedert.¹²¹ Die fruchtbaren Gebiete im südlichen Afrika waren auch für deutsche Auswanderer attraktiv, die in der Regel mit den niederländischen und englischen Siedlern verschmolzen.¹²² Was deutsche Handelsunternehmungen betraf, erlebten diese ab der Mitte des 19. Jahrhunderts einen starken Aufschwung und konnten besonders an den Küsten Westafrikas durch die Ausfuhr von deutschen Industrie- und Handelsprodukten und dem Import von Edelhölzern, Häuten, Elfenbein und Palmöl beträchtliche Gewinne verbuchen.¹²³

Zwischen 1850 und 1878 gab es faktisch keine realen Kolonialbestrebungen von deutscher Seite, die über rein kaufmännische Interessen hinausgegangen wären.¹²⁴ Generell war Afrika bis in die 1870er-Jahre von großflächiger Inbesitznahme durch europäische Mächte verschont geblieben; Ausnahmen bildeten lediglich „strategisch wichtige Kolonien in Algerien und Südafrika“¹²⁵. Dieser Zustand sollte sich schlagartig ändern, wie Thomas Pakenham beschreibt:

„Plötzlich aber, im Zeitraum von nur einer halben Generation, riß Europa in einem beispiellosen Wettlauf praktisch den ganzen Kontinent an sich: Dreißig neue Kolonien und Protektorate, fast 26 Millionen Quadratkilometer neues Territorium und 110 Millionen verwirrte Untertanen eignete man sich auf diese oder jene Weise an. Man teilte Afrika auf wie einen Kuchen, dessen Stücke sich die rivalisierenden europäischen Nationen einverleibten – wobei sich Frankreich und Großbritannien auch noch gegenseitig an die Kehle sprangen.“¹²⁶

Das 1871 gegründete Deutsche Reich schaltete sich erst in der Spätphase jenes Wettlaufs, der als ‚Scramble for Afrika‘ in die Geschichtsbücher eingehen sollte¹²⁷, ein. Nach der Reichsgründung lag der außenpolitische Fokus auf der Konsolidierung des erreichten Status

¹²⁰ Vgl.: Schramm, S. 135.

¹²¹ Thomas Pakenham: *Der kauernde Löwe. Die Kolonialisierung Afrikas 1876-1912*. Übersetzt von Katharina Förs. Düsseldorf u.a.: Econ 1993, S. 617ff. [Im Folgenden kurz: Pakenham]

¹²² Vgl.: Ebda.

¹²³ Vgl.: Helmuth Stoecker (Hg.): *Drang nach Afrika. Die deutsche koloniale Expansionspolitik und Herrschaft in Afrika von den Anfängen bis zum Verlust der Kolonien*. Berlin: Akademie-Verlag 1991, S. 15. [Im Folgenden kurz: Stoecker]

¹²⁴ Vgl.: Ebda, S. 17.

¹²⁵ Pakenham, S. 13.

¹²⁶ Ebda.

¹²⁷ Vgl.: Ebda, S. 19.

innerhalb Europas und nicht auf Expansion in Übersee.¹²⁸ Ein latenter Kolonialenthusiasmus hatte sich im deutschsprachigen Raum aber schon lange vor der faktischen Aufteilung Afrikas entwickelt. Susanne M. Zantop arbeitet in ihrer Untersuchung *Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1780-1870)* anhand von literarischen Texten heraus, wie sich ab dem 16. Jahrhundert eine „fiktive deutsche Kolonialgeschichte auf dem Papier“¹²⁹ entspannt. Sie bezieht sich dabei auf „weitgreifende Kolonisationstheorien und eine Unzahl von Kolonialphantasien, die [...] das kollektive Bewusstsein (wie auch das Unbewusste) bevölkerten“¹³⁰. Auch als sich noch keine Kolonien in deutscher Hand befanden, so analysiert Zantop, hatten sich die Vorstellung von Deutschland als Kolonialherr und die daraus abgeleiteten Ansprüche auf Kolonialbesitz bereits „fest in der kollektiven Imagination eingenistet“¹³¹. Ab den 1840er-Jahren wurde vor allem in der liberalen Presse die Notwendigkeit von Kolonien für eine starke europäische Macht heftig diskutiert.¹³² Zusätzlichen Auftrieb erhielten die Befürworter des Kolonialismus durch die Begeisterung, die der Sieg im deutsch-französischen Krieg in den Jahren 1870 und 71 und die anschließende Reichsgründung auslösten.¹³³ Zu diesem Enthusiasmus kamen noch weitere Faktoren hinzu. In den 1870er und 1880er-Jahren war die demographische Entwicklung des Deutschen Reichs durch starkes Bevölkerungswachstum geprägt.¹³⁴ Zusätzlich machten sich Begleiterscheinungen der raschen Industrialisierung, wie Landflucht und Proletarisierung, bemerkbar, die negativ wahrgenommen wurden.¹³⁵ Die dadurch stark angefachte Auswanderung Deutscher, die sich zu 95% auf die USA konzentrierte, wurde als „schwerwiegender Verlust nationaler Energien [...], ein Aderlaß, der das Reich wertvoller Substanzen beraube“¹³⁶ empfunden. Die massive Auswanderung wurde in der prokolonialen Propaganda als Hauptargument für die Notwendigkeit der Erwerbung von Kolonien angeführt. Das Schlagwort vom „Bevölkerungsdruck“¹³⁷ oder in einer anderen Variation als „Überdruck von Menschen“¹³⁸, machte in der Presse die Runde. Man bezog sich dabei vorwiegend auf die ‚soziale Frage‘ und sah in der Schaffung von überseeischen

¹²⁸ Vgl.: Michael Fröhlich: *Imperialismus. Deutsche Kolonial- und Weltpolitik 1880-1914*. München: dtv 1994, S. 24. [Im Folgenden kurz: Fröhlich]

¹²⁹ Zantop, S. 11.

¹³⁰ Ebda, S. 9.

¹³¹ Ebda, S. 229.

¹³² Vgl.: Fröhlich, S. 29.

¹³³ Vgl.: Gründer, S. 21.

¹³⁴ Vgl.: Ebda, S. 26.

¹³⁵ Vgl.: Ebda, S. 25.

¹³⁶ Ebda, S. 27.

¹³⁷ Fröhlich, S. 25.

¹³⁸ Gründer, S. 29.

Auswanderungsgebieten unter deutscher Oberhoheit ein Ventil, das sowohl Probleme der Überbevölkerung als auch wachsender sozialer Spannungen entschärfen könne.¹³⁹ So konnte sich in der öffentlichen Meinung die Ansicht durchsetzen, dass kolonialer Besitz notwendig wäre, um mit den innenpolitischen Schwierigkeiten fertig zu werden.¹⁴⁰ Ab Anfang der 1870er wurden Kolonialvereine gegründet, die sich vorwiegend propagandistisch betätigten und versuchten, sowohl die öffentliche Meinung, als auch Entscheidungen von Politikern zu beeinflussen. 1882 trat der „Deutscher Kolonialverein“ als Dachverband über alle kleinen und mittleren Kolonialvereine und schuf damit eine Vereinheitlichung der Strukturen.¹⁴¹ Bis 1914 konnten über 42 000 Mitglieder gewonnen werden.¹⁴²

Die Zurückhaltung des Deutschen Reiches in kolonialpolitischen Angelegenheiten, ist vor allem auf die Position des Reichkanzlers Bismarck zurückzuführen, der der Ansicht war, dass langfristig gesehen, die Aufteilung der Welt durch die Machtverhältnisse innerhalb Europas entschieden werden würde, weshalb er seine außenpolitischen Aktivitäten auf die ‚Alte Welt‘ konzentrierte.¹⁴³ Darüber hinaus schätzte Bismarck die Vorteile „eines freihändlerischen kommerziellen Expansionismus“¹⁴⁴. Deutsche Unternehmen sollten sich in den internationalen Freihandelszonen ausbreiten; was auch ohne staatliche Annexion von Gebieten möglich war. Dadurch würde das Reich sowohl Verwaltungs- als auch Militärkosten sparen und außenpolitisch weniger Risiken eingehen müssen.¹⁴⁵ Tatsächlich prosperierte der deutsche Überseehandel zu Beginn der 1880er-Jahre. So avancierte etwa die Firma C. Woermann zu einem der bedeutendsten Handelshäuser an der westafrikanischen Küste.¹⁴⁶ Dennoch kam es innerhalb kurzer Zeit zu einer außenpolitischen Kehrtwende. 1884 standen Reichstagswahlen bevor und Bismarck wollte aus dem um sich greifenden ‚Kolonialfieber‘ populistischen Nutzen ziehen.¹⁴⁷ Bismarck gab dem Drängen jener politischen und wirtschaftlichen Kräfte nach, die aus Sorge um den Westafrikahandel staatliche Protektion für diesen forderten.¹⁴⁸ Der Zeitpunkt schien günstig, da das britische Empire mit einer Reihe von Kolonialkonflikten beschäftigt war und innerhalb Europas relative politische Stabilität

¹³⁹ Vgl.: Gründer, S. 29f.

¹⁴⁰ Vgl.: Fröhlich, S. 20.

¹⁴¹ Vgl.: Gründer, S. 41.

¹⁴² Vgl.: Ebda, S. 43.

¹⁴³ Vgl.: Hans-Ulrich Wehler: *Bismarck und der Imperialismus*. 4. Aufl. München: dtv 1976, S. 423ff. [Im Folgenden kurz: Wehler]

¹⁴⁴ Ebda, S. 424.

¹⁴⁵ Vgl.: Ebda.

¹⁴⁶ Vgl.: Stoecker, S. 19.

¹⁴⁷ Vgl.: Fröhlich, S. 33.

¹⁴⁸ Vgl.: Gründer, S. 52.

herrschte.¹⁴⁹ Am 26. Mai 1884 wurde auf Drängen des Bremer Großkaufmanns Lüderitz das Gebiet Südwestafrikas, heute Namibia, unter den Schutz des Deutschen Reichs gestellt.¹⁵⁰ Die karge und dünn besiedelte Landschaft war schon lange kein von Europäern unberührtes Gebiet mehr. Missionare, Walfänger, Guanosammler, Großwildjäger, Händler und Prospektoren für Rohstoffvorkommen waren hier seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts tätig.¹⁵¹ Am 27. Juli desselben Jahres wurden Flaggenhissungen an der Küste des heutigen Kamerun durchgeführt; hier hatte die Firma C. Woermann um Schutz der Regierung gebeten.¹⁵² Noch im selben Jahr wurde auch im Gebiet des heutigen Togo und im pazifischen Neuguinea die deutsche Flagge aufgepflanzt.¹⁵³ Vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885 tagte die ‚Berliner Afrika-Konferenz‘, bei der Bismarck als Mediator zwischen französischen und britischen Kolonialinteressen auftrat und darüber hinaus die internationale Anerkennung der deutschen ‚Schutzgebiete‘ erreichte.¹⁵⁴ Damit machte das Deutsche Reich den Schritt von der Kontinentalmacht zur Kolonialmacht. Die ‚Berliner Afrika-Konferenz‘ markierte auch jenen Zeitpunkt, an dem global gesehen das Prinzip der informellen Herrschaft über Gebiet auf anderen Kontinenten von effektiver Okkupation abgelöst wurde.¹⁵⁵

„Sie [die Berliner Afrika-Konferenz, Anmerkung des Verfassers] statuierte die völkerrechtliche „Legitimität“ der kolonialen Eroberung und Unterjochung der Völker des Kontinents [Afrikas, Anmerkung des Verfassers]. Die teilnehmenden Mächte einigten sich darauf ihre Aggressionshandlungen mit heuchlerischen, in der Praxis bedeutungslosen „Verpflichtungen“ zur „Erhaltung der eingeborenen Bevölkerung und die Verbesserung ihrer sittlichen und materiellen Lebenslage“ [...] und zur Beendigung des Sklavenhandels [...] zu verschleiern. Um das unübersichtliche Durcheinander sich überschneidender „Ansprüche“ der Kolonialmächte zu überwinden bzw. künftig Streitigkeiten unter den Mächten über territoriale „Rechte“ zu vermeiden, einigte man sich über das bei Annexionen einzuhaltende Verfahren [...]. Im unmittelbaren Zusammenhang mit oder unter dem Einfluß der Konferenz kam es zu zahlreichen zweiseitigen Abkommen über territoriale Aufteilung und Grenzziehung, die [...] die politische Landkarte des subsaharischen Afrika bis zur Auflösung des modernen Kolonialsystems bestimmten.“¹⁵⁶

1885 wurde Deutsch-Ostafrika, das heutige Tansania, unter deutschen ‚Schutz‘ gestellt; damit hatte das deutsche Kolonialreich jene Ausdehnung erreicht, die es im Wesentlichen bis 1914 behalten sollte.¹⁵⁷

¹⁴⁹ Vgl.: Gründer, S. 55ff.

¹⁵⁰ Vgl.: Stoecker, S. 26.

¹⁵¹ Vgl.: Krüger, S. 30.

¹⁵² Vgl.: Stoecker, S. 26.

¹⁵³ Vgl.: Ebda.

¹⁵⁴ Vgl.: Fröhlich, S. 34.

¹⁵⁵ Vgl.: Ebda, S. 35.

¹⁵⁶ Stoecker, S. 34.

¹⁵⁷ Vgl.: Fröhlich, S. 40.

In den ersten Jahren nach der ‚Berliner Afrika-Konferenz‘ wurden von staatlicher Seite kaum größere Investitionen in den Kolonien getätigt.¹⁵⁸ Die deutsche Führung unter Bismarck baute nach wie vor darauf, dass private Unternehmen die Erschließung der erworbenen Gebiete vorantreiben und eine Verwaltung etablieren würden.¹⁵⁹ Deutsch-Südwestafrika stellte diesbezüglich eine besondere Enttäuschung dar. Es fanden sich kaum Investoren und für Siedler war das Land ebenfalls wenig attraktiv, da es als unsicher galt.¹⁶⁰ Seit Jahrzehnten führten die beiden größten autochthonen Gruppen einen Kampf um die Vorherrschaft des Gebiets; auf der einen Seite die Herero, die den Norden Deutsch-Südwestafrikas bewohnten, auf der anderen Seite die Nama aus dem Süden. Beide Gruppen lebten nomadisch und waren wirtschaftlich von ihrem Viehbesitz abhängig.¹⁶¹ In den 1880er und zu Beginn der 1890er Jahre gelang es den deutschen Kolonisatoren einige Verträge mit den Herero abzuschließen, da sich diese dadurch Hilfe gegen die Nama versprachen. Dem ungeachtet, versuchten die Deutschen, die noch viel zu wenige waren, um einen realen Machtfaktor darzustellen, die beiden einheimischen Gruppen gegeneinander auszuspielen und selbst Vorteile daraus zu ziehen. Sie trachteten danach, den Rinderbestand der Herero und Nama zu verringern beziehungsweise an sich zu reißen, um selbst eine profitable Viehwirtschaft aufbauen zu können.¹⁶² Durch die Rinderpest von 1897 verloren die Herero und Nama etwa 90% ihres Nutztviehbestandes, der ihre wirtschaftliche Grundlage darstellte. Dadurch waren viele gezwungen, sich in das Abhängigkeitsverhältnis schlecht bezahlter Lohnarbeit bei den deutschen Siedlern zu begeben; ein sozioökonomischer Prozess, der sich in den folgenden Jahren weiter verstärken sollte und von Seiten der Kolonialherren gefördert wurde.¹⁶³ Die hohen Ausfälle bei den Einheimischen machten den Viehhandel für die Kolonisatoren erst lukrativ. Eine verstärkte Zuwanderung deutscher Siedler setzte ein, wodurch die Konflikte mit den autochthonen Gruppen zunahmen.¹⁶⁴ Diese wurden zunehmend ihrer Rechte beraubt und gewaltsame Übergriffe häuften sich. Die deutsche Justiz agierte äußerst einseitig und die Siedler lebten ihre rassistischen Ideologien ungehemmt aus.¹⁶⁵ Im Januar 1904 starteten die Herero unter ihrem Anführer Samuel Maherero einen bewaffneten Aufstand, der die

¹⁵⁸ Vgl.: Gründer, S. 81.

¹⁵⁹ Vgl.: Wehler, S. 425f.

¹⁶⁰ Vgl.: Gründer, S. 111.

¹⁶¹ Vgl.: Ebda, S. 112.

¹⁶² Vgl.: Ebda, S. 116.

¹⁶³ Vgl.: Ebda, S. 117.

¹⁶⁴ Vgl.: Stoecker, S. 44.

¹⁶⁵ Vgl.: Gründer, S. 117.

Kolonialherren völlig unvorbereitet traf.¹⁶⁶ Helmut Stoecker beurteilt die Situation folgendermaßen:

„Wenn auch der Ausbruch des Hereroaufstandes für die deutsche Regierung völlig überraschend erfolgte, so kam ihr andererseits die Entwicklung in Südwestafrika nicht ungelegen. Der Aufstand bot ihr die langersehnte Handhabe, das Land in umfassender Weise militärisch zu erobern und aus einem „Schutzgebiet“ in eine wirkliche Kolonie zu verwandeln.“¹⁶⁷

Bis Juni 1904 konnten die in Südwestafrika stationierten Deutschen Schutztruppen unter dem Kommando von Major Leutwein, der auch Gouverneur der Kolonie war, nicht viel ausrichten. Wegen der zahlenmäßigen Unterlegenheit mussten sie sich darauf beschränken, deutsche Einrichtungen zu schützen.¹⁶⁸ Im Juni 1904 wurden die Schutztruppen massiv aufgestockt und unter den Oberbefehl von Generalleutnant Lothar von Trotha gestellt. Dieser setzte die Vorgabe seiner Regierung, die vollständige und dauerhafte Eroberung der Kolonie, mit äußerster Brutalität in die Tat um und startete einen Vernichtungsfeldzug gegen die Herero.¹⁶⁹ Im August desselben Jahres gelang es ihm, einen Großteil der Hererokämpfer samt deren Frauen, Kindern und den Resten ihres Viehs im Gebiet des Waterberges einzukesseln. Den Herero blieb als einziger Ausweg die Flucht in die wasserlose Omaheke Wüste. Von Trotha verfolgte die Aufständischen und ließ entlang der Ränder der Wüste Posten aufstellen, sodass niemand daraus zurückkehren könne. Ein Großteil der Herero starb unter entsetzlichen Umständen an Durst und Erschöpfung.¹⁷⁰ Im Oktober 1904 erhoben sich im Süden des Landes die Nama und kämpften in einem blutigen Guerillakrieg bis zu ihrer endgültigen Niederschlagung, drei Jahre später, gegen die deutschen Schutztruppen.¹⁷¹ Von den geschätzten 80 000 Herero wurden etwa 80% getötet, von den 20 000 Nama etwa 50%. Auf deutscher Seite kam es zu etwa 1500 Todesopfern.¹⁷² Erst nach 1907 befand sich das Land auch faktisch unter deutscher Kontrolle. Die überlebenden Einheimischen wurden in ausbeuterische Arbeitsverhältnisse gezwungen, ihre Besitzverhältnisse wurden streng limitiert und sie wurden für unmündig und nur sehr eingeschränkt rechtsfähig erklärt.¹⁷³ Jene, die sich der Zwangsarbeit zu entziehen versuchten, wurden erbarmungslos gejagt.¹⁷⁴ Nach der

¹⁶⁶ Vgl.: Gründer, S. 120. Für eine detaillierte Analyse des Hereroaufstandes siehe auch: Walter Nuhn: *Sturm über Südwest. Der Hereroaufstand von 1904 - Ein düsteres Kapitel der deutschen kolonialen Vergangenheit Namibias*. Koblenz: Bernhard & Graefe 1989. und Jürgen Zimmerer: *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika: Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen*. Berlin: Links-Verlag 2003.

¹⁶⁷ Stoecker, S. 50.

¹⁶⁸ Vgl.: Ebda, S. 51.

¹⁶⁹ Vgl.: Ebda.

¹⁷⁰ Vgl.: Ebda, S. 53f.

¹⁷¹ Vgl.: Gründer, S. 120f.

¹⁷² Vgl.: Ebda, S. 121.

¹⁷³ Vgl.: Ebda, S. 122.

¹⁷⁴ Vgl.: Stoecker, S. 123.

„Befriedung“ des Landes wurde versucht, Deutsch-Südwestafrika als primäre Siedlungskolonie des Deutschen Reichs aufzubauen. Die Erfolge blieben, vor allem im Vergleich zum britischen Südafrika, durchaus bescheiden. Im Jahr 1913 waren in Deutsch-Südwestafrika lediglich 1331 Farmen und 14 840 Deutsche registriert¹⁷⁵; angesichts der Gesamtbevölkerung des Deutschen Reichs ein verschwindend geringer Prozentsatz. Auf die Ereignisse und Verhältnisse in den anderen deutschen Kolonien wird hier aus oben genannten Gründen nicht eingegangen.

Wirtschaftlich gesehen blieben die deutschen Besitzungen in Afrika bedeutungslos. Nur etwa ein Zehntel des Handels mit dem afrikanischen Kontinent wurde mit den eigenen Kolonien abgewickelt.¹⁷⁶ Gerechtfertigt wurde die Kolonialpolitik vor allem mit rassistischer Argumentation, wobei sozialdarwinistische Thesen als theoretische Stütze herangezogen wurden. Die Afrikaner seien „kulturell tiefstehend“, „sittlich minderwertig“ und „faul und verlogen“¹⁷⁷. Infolge dessen wurde eine strikte Rassentrennung als unabdingbar für die Aufrechterhaltung der Herrschaft erachtet.¹⁷⁸

Am 1. August 1914 erklärte das Deutsche Reich Russland den Krieg; am 3. August erging die Kriegserklärung an Frankreich. Großbritannien trat am 4. August in den Krieg ein.¹⁷⁹ Damit waren die deutschen Kolonien in Afrika von Feindesland umgeben. Alle angrenzenden Gebiete wurden von Großbritannien, Frankreich oder Portugal, das selbst unter britischem Einfluss stand, kontrolliert. Zu Beginn des Ersten Weltkriegs waren die deutschen Kolonialtruppen lediglich so weit ausgerüstet, um die Kontrolle über die Einheimischen absichern zu können. Dieser Zustand konnte auch nicht verändert werden, da die Entente eine Seeblockade verhängte.¹⁸⁰ Togo wurde bereits 1914 eingenommen und Kamerun folgte 1916. In Deutsch-Südwestafrika marschierten ebenfalls im September 1914 Truppen der britisch kontrollierten Südafrikanischen Union ein; die Kapitulation der Deutschen erfolgte am 9. Juli 1915. In Deutsch-Ostafrika streckten die deutschen Truppen unter Paul von Lettow-Vorbeck erst 1918 die Waffen. Sie hatten sich aber im Wesentlichen nur auf der Flucht befunden und keine Kontrolle mehr über die Kolonie gehabt.¹⁸¹ Nachdem das Deutsche Reich auch auf europäischem Boden kapituliert hatte, übergab der Völkerbund nachträglich die deutschen

¹⁷⁵ Vgl.: Stoecker, S. 128.

¹⁷⁶ Vgl.: Ebda, S. 163.

¹⁷⁷ Ebda, S. 180.

¹⁷⁸ Ebda, S. 183.

¹⁷⁹ Vgl.: Fröhlich, 136.

¹⁸⁰ Vgl.: Stoecker, S. 240.

¹⁸¹ Vgl.: Ebda, S. 241.

Kolonien als Mandatsgebiete an die Siegermächte; was einer Annexion durch diese gleichkam.¹⁸² Gerechtfertigt wurde dies durch die vermeintliche, ‚koloniale Misswirtschaft‘ und die verfehlte ‚Eingeborenenpolitik‘, die den Deutschen vorgeworfen wurde.¹⁸³ In den prokolonialen Kreisen der Weimarer Republik wurden diese Vorwürfe unter dem bald geflügelten Wort der ‚kolonialen Schuldlüge‘ heftig kritisiert.¹⁸⁴ Schon zu Beginn des Jahres 1919 wurde von der deutschen Regierung deklariert, dass auf die Kolonien nicht verzichtet werden könne.¹⁸⁵ Aber im Vertrag von Versailles wurde darauf keine Rücksicht genommen und ab 1920 war die Aufteilung der deutschen Kolonien unter den Siegermächten abgeschlossen.¹⁸⁶ Dennoch blieben in der Weimarer Republik viele Kolonialvereine weiterhin bestehen, teilweise mit staatlichen Förderungen ausgestattet, und betrieben Propaganda im Sinne des ‚Kolonialrevanchismus‘, dem sich besonders nationalistisch gesinnte Gruppen verpflichtet fühlten.¹⁸⁷ Wie schon vor 1884 wurden ökonomische und soziale Faktoren angeführt, um für die Rückgewinnung der Kolonien zu argumentieren.¹⁸⁸ Die Haltung Großbritanniens blieb durchwegs ablehnend, sodass es nie zu offiziellen Verhandlungen über eine Revision des Status von 1920 kam.¹⁸⁹ Eine Reihe namhafter wilhelminischer Imperialisten schloss sich den Nationalsozialisten an, die aber eine deutsche Ausdehnung im europäischen Osten zum Ziel hatten. Nach der Machtergreifung 1933 enthielten sich die Nationalsozialisten kolonialer Revisionsansprüche, um zu einem Ausgleich mit Großbritannien zu kommen, der für das Dritte Reich freie Hand in Kontinentaleuropa gewährleisten sollte.¹⁹⁰ Dennoch wurden ab 1940 wieder Vorbereitungen zur Rückgewinnung von Kolonien in Afrika getroffen, die jedoch mit dem Beginn des Russlandfeldzuges wieder eingestellt werden mussten.¹⁹¹

¹⁸² Vgl.: Gründer, S. 216.

¹⁸³ Vgl.: Ebda, S. 217.

¹⁸⁴ Vgl.: Ebda.

¹⁸⁵ Vgl.: Stoecker, S. 242.

¹⁸⁶ Vgl.: Ebda, S. 273.

¹⁸⁷ Vgl.: Ebda, S. 262ff.

¹⁸⁸ Vgl.: Gründer, S. 222.

¹⁸⁹ Vgl.: Ebda, S. 224.

¹⁹⁰ Vgl.: Ebda, S. 225ff.

¹⁹¹ Vgl.: Ebda, S. 228ff.

3. Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest*

3.1 Über die fiktionale Struktur des Textes

Der 1863 in Norddeutschland geborene Gustav Frenssen gilt bis heute als einer der bekanntesten Schriftsteller der deutschsprachigen Kolonialliteratur. Nach dem Theologiestudium arbeitete Frenssen zunächst als Pastor, begann sich aber schon nach wenigen Jahren intensiv der Schriftstellerei zu widmen. Seit der Veröffentlichung seines ersten Romans im Jahr 1896 stand sein literarisches Schaffen ganz im Zeichen der Heimatkunstabewegung, die sich in ihren Themen gezielt von der Moderne abwandte und sich mit ländlich-vorindustriellen Szenerien und Ideologien beschäftigte.¹⁹² Mit der Veröffentlichung von *Peter Moors Fahrt nach Südwest*¹⁹³ im Jahr 1906 schien sich Frenssen zunächst von der Heimatkunst abzuwenden, konnte sich dadurch aber zu einem Schriftsteller von überregionaler Bedeutung entwickeln.¹⁹⁴ Letztlich blieb er auch mit diesem Text gerade den konservativ-restaurativen und antimodernen Idealen seines bisherigen Schaffens treu.

Nichts desto trotz nimmt *Peter Moors Fahrt nach Südwest* unter den Werken Gustav Frenssens eine Sonderstellung ein, da es das einzige ist, in dem er sich explizit mit Kolonialismus auseinandersetzt. Joachim Warmbold zufolge hat sich Frenssen mit dieser für ihn ungewöhnlichen Thematik beschäftigt, da es ihm unerträglich schien, dass die Deutschen begierig den Verlauf des russisch-japanischen Krieges verfolgten, aber kaum über die Kämpfe in Südwestafrika informiert waren, in die schließlich deutsche Truppen verwickelt waren.¹⁹⁵ Frenssen ging es also darum, diesen weltpolitisch eher unbedeutenden Kolonialkrieg in der eigenen Heimat zu popularisieren. Dazu hat er sich intensiv mit dokumentarischem Material aus dem Krieg gegen die Herero auseinandergesetzt und eine Reihe von Deutschen, die am Krieg teilgenommen hatten, befragt und deren Erinnerungen einfließen lassen. Sibylle Benninghoff-Lühl bezeichnet den Stil Frenssens als typisch für Verfasser von Literatur über

¹⁹² Vgl: Klaus Uhde: Gustav Frenssens literarischer Werdegang bis zum ersten Weltkrieg: Eine kritisch-monographische Studie zur Entstehung völkischer Literatur. Diss. München 1982, S. 61.

¹⁹³ Zitate aus *Peter Moors Fahrt nach Südwest* sind allesamt aus folgender Ausgabe aus dem Ersterscheinungsjahr des Romans und werden im Text mit dem Kürzel PM gekennzeichnet: Gustav Frenssen: *Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht*. Berlin: Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1906.

¹⁹⁴ Parr 2003, S. 272.

¹⁹⁵ Vgl.: Warmbold 1988, S. 70.

den Krieg gegen die Herero. Die Stilistik erinnere an Feldzugsberichte und der gesamte Text sei durchsetzt von an Abenteuerromane gemahnende Ausschmückungen.¹⁹⁶

Die Handlung, die ihren Anfang im Jahr 1902 in der norddeutschen Stadt Itzehö nimmt, gestaltet sich in lose zusammenhängenden Episoden und orientiert sich in weiterer Folge an den wichtigsten Eckpunkten des tatsächlichen Feldzugsverlaufs in Südwestafrika. Peter Moor, der Held der Geschichte und Sohn eines Schlossers, berichtet dabei als Ich-Erzähler. Nach dem Schulabschluss geht er zunächst bei seinem Vater in die Lehre. Da er aber mehr von der Welt sehen möchte, meldet er sich nach etwa einem Jahr freiwillig beim Seebataillon in Kiel. Als die Nachricht von den Aufständen der Herero in Deutsch-Südwestafrika Deutschland erreicht, wird auch in Kiel ein Bataillon Freiwilliger zusammengestellt; Peter Moor meldet sich abermals. Er wird mit seinen Kameraden eingeschifft und gelangt nach mehrwöchiger Fahrt und einem kurzen Zwischenstopp auf Madeira nach Swakopmund an der Küste Deutsch-Südwestafrikas. Die folgenden Ereignisse finden etwa im Zeitraum von März bis August des Jahres 1904 statt. Die vom Anblick der schäbigen Hafenstadt enttäuschten Soldaten werden noch am selben Tag mit der Eisenbahn ins Landesinnere gebracht bis zur Hauptstadt Windhuk, die sie nach vier weiteren Tagen erreichen. Von dort aus bewegt sich Peter Moor mit seiner Einheit in vieltägigen, erschöpfenden Märschen in Richtung der feindlichen Linien. Über längere Zeit hinweg kommt es nur zu kleineren Scharmützeln, da die Aufständischen eine Guerilla-Taktik anwenden. Es folgt eine Aneinanderreihung von vielen kleinen Episoden aus dem Alltag des zermürenden Feldzugs. Der Zustand der Truppe wird zunehmend schlechter und die Verluste mehren sich. Bei einem der Scharmützel wird Peter Moor verwundet und in ein Krankenlager gebracht. An Typhus erkrankt und dem Tod nahe bringt er mehrere Wochen in diesem zu. Als es ihm besser geht, schließt er sich einem Offizier an, der zur Hauptstadt reitet, um wieder in einer Einheit aufgenommen zu werden. Nach kurzem Aufenthalt in Windhuk schließt sich Peter Moor, abermals mehr freiwillig als gezwungen, neuen Einheiten an, die gerade erst aus Deutschland gekommen waren. Mit diesen wird der Feldzug gegen die Herero mit neuer Gewalt aufgenommen. Nach einigen kurzen Episoden kommt es schließlich zur Entscheidungsschlacht am Waterberg, die ausführlich beschrieben wird. Als der Widerstand der Herero zusammenbricht, rücken die Deutschen nach und zwingen sie, in die wasserlose Omaheke-Wüste zu fliehen, was den sicheren Tod für die meisten Flüchtenden bedeuten wird. Das Grauen dieser menschenverachtenden Hetzjagd wird kaum beschönigt und detailreich erzählt. An mehreren

¹⁹⁶ Vgl.: Benninghoff-Lühl, S. 109ff.

Stellen wird dieser Genozid in Gesprächen, die Peter Moor führt oder mit anhört als notwendige und für die Deutschen gute Sache gerechtfertigt. Schließlich gehört Peter Moor zu jenem kleinen Spähtrupp von Soldaten, der den flüchtenden Herero am weitesten bis in die Omaheke-Wüste hinein folgt. Erst als sie selbst völlig ausgezehrt und kurz vor dem Verdursten sind, kehren sie um. Nach diesem ‚Sieg‘ verwandelt sich das karge Land durch plötzlich einsetzende Regenfälle in ein einladendes Frühlingsszenario. Viele der Soldaten spielen mit dem Gedanken, sich in Südwafrika dauerhaft anzusiedeln. Bei Peter Moor aber wird ein Herzfehler festgestellt, den er sich während der Strapazen zugezogen hat und er muss, gemeinsam mit anderen Kranken, Verwundeten und Verkrüppelten die Schiffsreise nach Hause antreten, um nicht am fremden Klima zugrunde zu gehen. Ganz am Schluss versieht Frenssen die Geschichte noch mit einer unerwarteten Wendung. Der gerade in Deutschland angekommene Peter Moor kommt auf der Straße mit einem entfernten Bekannten ins Gespräch und erzählt ihm all seine Erlebnisse. Dieser Bekannte wiederum stellt sich im letzten Satz des Textes als der Verfasser desselbigen vor. Er habe die Erlebnisse des Peter Moor, die er ja an eben jenem Tag vernommen habe, niedergeschrieben.

In jenen letzten Zeilen des Textes, die von Peter Moors Ankunft in Hamburg berichten, offenbart sich ein erzähltechnisches Paradoxon.

„Als ich so in meiner abgetragenen, schmutzfarbenen Korduniform , mit dem sonnenverbrannten dunkeln Gesicht den Jungfernstieg entlang schlenderte, gesellte sich ein Mann in mittleren Jahren zu mir, der mich im Weitergehen dies und das fragte. Im Laufe des Gespräches kam es heraus, daß ich schon oft im Elternhause von ihm gehört hatte; denn er war von Kind an mit meinem Vater bekannt gewesen. Ihm habe ich alles, was ich gesehen und erlebt und was ich mir dabei gedacht habe, erzählt. Er hat dies Buch daraus gemacht.“ (PM 209f)

Peter berichtet von seiner Ankunft und von dem Mann, den er am Jungfernstieg trifft, in derselben Weise, wie von seinen Erlebnissen in Südwafrika; er spricht konsequent aus der Position des Ich-Erzählers. Durch den letzten Satz jedoch wird der Bericht als der Text eines Buches deklariert, das ein anderer, der Mann vom Jungfernstieg, verfasst hat, nachdem ihm Peter alles erzählt hatte, was letztlich in diesem Buch zu lesen ist. Der Satz: „Er hat dies Buch daraus gemacht.“ (PM 209f) widerspricht damit der Logik einer Ich-Erzählung. Peter kann schließlich nicht in der Vergangenheitsform darüber sprechen, wie er dem Autor des Buches erzählt hat, was in dem Buch steht, das danach erst über die mündliche Erzählung geschrieben wurde; denn die Erzählung müsste zeitlich gesehen vor der Niederschrift liegen. Strenggenommen kann diese Aussage nicht mehr aus dem Mund Peters stammen. Mit Eberhard Lämmert gesprochen, handelt es sich hier um eine „Umstellung der

Handlungsstränge, also eine Schichtung der Zeiten in der Erzählung¹⁹⁷. Lämmert zufolge ist ein solches Manöver als „Erzählereingriff“¹⁹⁸ zu klassifizieren. Durch den Einsatz von „Zeitschichtung als erzählerisches Element“¹⁹⁹ offenbart sich das Vorhandensein einer weiteren „fiktive[n] Gegenwart des Erzählers“²⁰⁰ neben der von Peter Moor. Lämmert weist darauf hin, dass auch eine solche Instanz, die scheinbar frei über die zeitliche Organisation des Textes gebieten kann, immer nur relational zur Erzählung zu begreifen ist und nicht mit dem Autor des Textes verwechselt werden darf²⁰¹, denn es „hat auch die Erzählergegenwart keinen festen Zeitbezug außerhalb der literarischen Fiktion“²⁰². Gleich welcher Art das „Eingreifen des Erzählers“ ist, es löst nur „verschiedenartige Illusionen“ aus, die jeweils „der epischen Fiktion angehören“²⁰³; was natürlich niemanden daran hindert, die erzähltechnische Wendung in den letzten Zeilen von *Peter Moors Fahrt nach Südwest* als Wahrheitsbeglaubigung zu interpretieren. Immerhin wird der Text mit den Worten: „alles, was ich gesehen und erlebt und was ich mir dabei gedacht habe“ (PM 210), durchaus explizit als Niederschrift eines Augenzeugenberichts deklariert. Nichts desto trotz kann das Hinzutreten der zweiten Erzählerinstanz nach dem Schema, das Lämmert bereitstellt, aufgelöst und als fiktionale Erzähltechnik eingeordnet werden. Lämmert trifft zunächst die grundlegende Unterscheidung zwischen „Geschichte“ und „Fabel“²⁰⁴. Unter dem Begriff Geschichte wird „die einfache Abfolge der Begebenheiten“²⁰⁵ verstanden, wie sie sich im fiktionalen Raum chronologisch aneinanderreihen. Die „unter ein Ordnungsprinzip gestellte Geschehensfolge“²⁰⁶ wird als Fabel bezeichnet und folgt nicht der Chronologie, sondern dem Geflecht der Beziehungen der einzelnen Ereignisse untereinander. Die Geschichte besteht lediglich aus einer Folge von Ereignissen, die nur durch ihre Chronologie miteinander verknüpft sind, doch liegt in ihr noch kein „Beziehungssystem von spezifischer Sinnträchtigkeit“²⁰⁷, also ein mit Bedeutung geladenes Moment der Gestaltung, das Kausalität stiftet, wie dies bei der Fabel der Fall ist. Weiters ist wichtig, so Lämmert, Geschichte nicht mit einer realen außerfiktionalen Ereignisfolge zu verwechseln, die dem Erzählten

¹⁹⁷ Eberhard Lämmert: *Bauformen des Erzählens*. 4. Aufl. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1970, S. 71. [Im Folgenden kurz: Lämmert]

¹⁹⁸ Ebda, S. 68.

¹⁹⁹ Ebda.

²⁰⁰ Ebda.

²⁰¹ Vgl.: Ebda.

²⁰² Ebda.

²⁰³ Ebda, S. 69.

²⁰⁴ Ebda, S. 24.

²⁰⁵ Ebda, S. 25.

²⁰⁶ Ebda.

²⁰⁷ Ebda.

möglicherweise zugrunde liegt. „Grundsätzlich besitzt die erzählerische Fiktion ebenso eine eigene Zeit-Raum-Konstellation wie sie überhaupt einen Lebenszusammenhang darbietet.“²⁰⁸ Sowohl Fabel als auch Geschichte sind als abgeschlossen vom nicht-fiktionalen Raum zu betrachten. Was bedeutet dies nun für den Wechsel der Erzählerinstanz am Ende von *Peter Moors Fahrt nach Südwest*? Mit Lämmert kann dieses erzähltechnische Manöver auf der einen Seite als ein Wechsel zwischen fiktionalen Zeitschichten begriffen werden, bei dem eine Erzählerinstanz, jene des Peter Moor, die zeitlich gesehen nur bis zu jenem Zusammentreffen am Jungfernstieg sprechen kann, von einer anderen, der des Buchschreibers, die auch noch von dem weiter zurückliegenden Zeitraum berichten kann, in dem das Buch verfasst wurde, abgelöst wird.²⁰⁹ Auf der anderen Seite, so Lämmert, unterscheidet sich der „zeitliche[...] Ort des Erzählens“²¹⁰ vom „psychologischen Standort[...]“²¹¹ des Erzählens. Dieser kann innerhalb der „Gestalten oder außerhalb als deren Betrachter“²¹² angesiedelt sein und verfügt folglich über einen jeweils anderen Wissenshorizont. Peter weiß weniger als der Mann vom Jungfernstieg, da das Verfassen des Buches in dem seine Erzählungen niedergeschrieben sind, außerhalb seines Wissenshorizonts liegt, woraus folgt, dass, den psychologischen Standort des Erzählers berücksichtigend, nur der andere Mann den letzten Satz des Textes formuliert haben kann. Somit lässt sich der Wechsel der Erzählerinstanz in zweifacher Form innerhalb der „Zeit-Raum-Konstellation“²¹³ der erzählerischen Fiktion nachzeichnen; der fiktionale Raum wird dabei nicht verlassen.

Das oben erwähnte erzähltechnische Paradoxon lässt sich mit Gérard Genettes Theorie der literarischen Erzählung noch weiter auflösen. Ähnlich wie bei Lämmert befindet sich die Erzählerinstanz, gleich welcher Art sie ist, in einer Fiktionserzählung auch bei Genette immer auf einer fiktiven Ebene; „in diesem Sinne ist die narrative Situation einer Fiktionserzählung natürlich nie mit ihrer Schreibsituation identisch“²¹⁴. Die Erzählerinstanz in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* kann demnach nie mit der Person von Gustav Frenssen zusammenfallen. Aber, so Genette, „[e]s versteht sich von selbst, daß diese Instanz im Verlauf ein und desselben narrativen Werks nicht identisch unvariabel bleibt“²¹⁵. Im Gegensatz zu Lämmert geht Genette aber nicht von einem zeitlich und einem psychologisch definierten Standort der

²⁰⁸ Lämmert, S. 26.

²⁰⁹ Vgl.: Ebda, S. 67ff.

²¹⁰ Ebda, S. 71.

²¹¹ Ebda.

²¹² Ebda.

²¹³ Ebda, S. 26.

²¹⁴ Gérard Genette: *Die Erzählung*. Aus dem Französischen von Andreas Knop, mit einem Vorwort hrsg. von Jürgen Vogt. München: Fink 1994, S. 152. [Im Folgenden kurz: Genette]

²¹⁵ Ebda.

Erzählerinstanz aus. In seiner Theorie gliedert er alle Fragen, die zeitliche Verhältnisse innerhalb eines literarischen Textes betreffen in einen eigenen Bereich aus.²¹⁶ Die Frage nach dem Standort des Erzählers gliedert er dagegen in zwei neue Felder auf; zum einen in das Feld der „Modi“ und zum anderen in jenes der „Stimme“²¹⁷. Genette geht davon aus, dass eine Erzählung „eine mehr oder weniger große Distanz zu dem, was sie erzählt“ und darüber hinaus „diese oder jene Perspektive gegenüber der Geschichte“²¹⁸ einnehmen kann. Der Begriff des Modus bezieht sich auf den Grad der „Regulierung der narrativen Information“²¹⁹. Das Feld der Stimme bezieht sich auf alle Fragen, „die die Art und Weise betreffen, wie in der Erzählung oder dem narrativen Diskurs die Narration selber impliziert ist“²²⁰. Hinsichtlich der Perspektive ist zu fragen: „Welche Figur liefert den Blickwinkel, der für die narrative Perspektive maßgebend ist?“ beziehungsweise: „Wer sieht?“²²¹ Die Stimme betreffend lautet die Frage: „Wer ist der Erzähler?“ beziehungsweise: „Wer spricht?“²²² Die Möglichkeiten der Perspektive teilt Genette in drei Kategorien: Die "unfokalisierte oder Erzählung mit Nullfokus"²²³, wobei der Erzähler alles sieht und alles weiß; es ist ihm nichts verborgen und er kann über alles sprechen; die "Erzählung mit interner Fokalisierung"²²⁴, bei der der Erzähler genau so viel weiß wie eine bestimmte Figur der Geschichte; die "Erzählung mit externer Fokalisierung"²²⁵, die den Erzähler weniger wissen lässt als die Figur. Die Frage der Stimme wird bei Genette als „ein Unterschied der Ebene“²²⁶ aufgefasst. "Jedes Ereignis, von dem in einer Erzählung erzählt wird, liegt auf der nächsthöheren diegetischen Ebene zu der, auf der der hervorbringende narrative Akt dieser Erzählung angesiedelt ist."²²⁷ Diese Unterscheidung ist dann von Bedeutung, wenn innerhalb einer Rahmenerzählung eine weitere Erzählung erfolgt. Die Rahmenerzählung wäre dann nach Genette als „extradiegetisch“²²⁸ zu bezeichnen; die Erzählung innerhalb der Rahmenerzählung als „intradiegetisch“²²⁹. Wenn in

²¹⁶ Vgl.: Genette, S. 21ff.

²¹⁷ Ebda, S. 19.

²¹⁸ Ebda, S. 115.

²¹⁹ Ebda.

²²⁰ Ebda, S. 19.

²²¹ Ebda, S. 132.

²²² Ebda.

²²³ Ebda, S. 134f.

²²⁴ Ebda.

²²⁵ Ebda.

²²⁶ Ebda, S. 162.

²²⁷ Ebda, S. 163.

²²⁸ Ebda.

²²⁹ Ebda.

einer intradiegetischen Erzählung eine weitere Erzählung enthalten ist, wird diese „metadiegetisch“²³⁰ genannt.

Betrachten wir noch einmal die letzten beiden Sätze aus *Peter Moors Fahrt nach Südwest*: „Ihm habe ich alles, was ich gesehen und erlebt und was ich mir dabei gedacht habe, erzählt. Er hat dies Buch daraus gemacht.“ (PM 210) Unzweifelhaft wird hier die bis zu diesem Punkt konsequent durchgehaltene interne Fokalisierung auf die Romanfigur Peter Moor in unerwarteter Weise gebrochen. Bis genau an diese Stelle vermittelt die Erzählerinstanz nur Informationen über die der Ich-Erzähler Peter Moor verfügen kann. Wie oben bereits angemerkt, kann aber Peter nicht in einem Buch über das Verfassen desselben Buches als etwas Vergangenes sprechen. Das Wissen, dass das Buch bereits fertig geschrieben ist, kann er als handelnde Figur des Buches gar nicht haben; womit die bis dahin einheitliche Fokalisierung auf den Wissenstand von Peter Moor als Romanfigur durchbrochen ist. Genette zeigt, dass ein derartiger „Fokalisierungswechsel“ nichts Ungewöhnliches ist und „als momentaner Verstoß gegen den Code“ gewertet werden kann, „ohne daß dies die Existenz des Codes in Frage stellen würde“²³¹. Er bezeichnet solche Durchbrechungen eines „dominanten Modus“²³² als „Alterationen“²³³. Im konkreten Fall, wenn mehr Informationen preis gegeben werden, als die Fokalisierung zulässt, handelt es sich, nach Genette, um eine „Paralepse“²³⁴. Die Erzählerinstanz berichtet von Dingen, die sie gar nicht wissen kann. Ausgelöst oder erzwungen wird diese Paralepse durch einen Wechsel der Erzählebene. Um diesen zu verstehen, ist nun nicht mehr zu fragen „Wer sieht?“²³⁵, sondern „Wer spricht?“²³⁶; es handelt sich, nach Genette, um eine Frage der Stimme. Die letzten beiden Sätze offenbaren uns, dass die ganze Ich-Erzählung aus der Sicht von Peter Moor in der Erzählung des Mannes vom Jungfernstieg, der „dies Buch daraus gemacht“ (PM 210) hat, enthalten ist. Folglich interagieren hier zwei Erzählebenen. Für den Leser, der bis zu diesem Punkt davon ausgehen musste, dass er die Erzählung von Peter Moor selbst vernimmt, stellt sich heraus, dass er von der ersten Seite an vielmehr das Buch, das der Mann vom Jungfernstieg geschrieben hat, liest. Die Rahmenerzählung, die davon berichtet, dass ein Buch, das die mündlichen Erzählungen des Heimkehrers Peter Moor enthält, verfasst worden ist, ist, mit Genette, als extradiegetisch zu kennzeichnen. Die Ich-Erzählung des Peter Moor ist folglich eine intradiegetische und eine

²³⁰ Genette, S. 163.

²³¹ Ebda, S. 138.

²³² Ebda, S. 139.

²³³ Ebda.

²³⁴ Ebda.

²³⁵ Ebda, S. 132.

²³⁶ Ebda.

etwaige Erzählung, über die Peter Moor als Ich-Erzähler berichtet, wäre demnach metadiegetisch. Damit lässt sich, im analytischen Feld der Stimme, die Widersprüchlichkeit, die die letzten Zeilen des Romans im Bereich des Modus noch aufboten, als unvermittelter, aber logisch nachvollziehbarer Übergang von einer Erzählebene auf eine andere auflösen. Die „narrative Instanz“²³⁷ der Romanfigur Peter Moor wird durch die „narrative Instanz“²³⁸ der Romanfigur des Mannes vom Jungfernstieg abgelöst. Auch wenn die Erzählung den Mann vom Jungfernstieg als den angeblichen Verfasser des „narrativen Diskurs[es]“²³⁹ nennt, bleibt dieser, als „eine Fiktive Rolle“²⁴⁰, immer nur Urheber seiner Erzählebene und kann nicht, über diese in den nicht-fiktionalen Raum hinaussteigend, mit dem realen Autor Gustav Frenssen verschmelzen. Was sich mit Genettes Theorie zur literarischen Erzählung nachweisen lässt, muss aber keineswegs damit korrespondieren, wie der Text letztlich rezipiert wird. Genette sagt selbst: „Man darf die von einer fokalisierten Erzählung gegebene Information nicht mit der Interpretation verwechseln, die der Leser ihr geben soll.“²⁴¹ Der markante Bruch in der Fokalisierung am Ende des Textes weist im Angesicht Genettes Theorie deutlich auf den fiktionalen Charakter der Geschichte hin. Aber in der Interpretation des Lesers, kann der Hinweis darauf, dass die Erzählung eines Heimkehrers in Buchform niedergeschrieben wurde, durchaus als Wahrheitsbeglaubigung funktionieren. Joachim Warmbold weist darauf hin, dass *Peter Moors Fahrt nach Südwest* in kurzen, nüchternen Sätzen abgefasst ist, ganz wie ein Feldzugsbericht.²⁴² Das konsequente Einhalten der internen Fokalisierung über (beinah) den ganzen Text hinweg und das Erzählen in der Ich-Form vermögen diesen Eindruck zu untermauern und erzeugen den Eindruck, dass es sich nicht um einen fiktionalen Text handle. Letztlich erscheint es nur konsequent, wenn Frenssen der Geschichte des Peter Moor ganz am Ende noch jene erzähltechnische Wende anfügt und die Niederschrift des Buches mit in den Roman einbaut. Denn nur so kann er selbst, der nie in Afrika war, als Autor auftreten, ohne den Wahrheitsanspruch des Textes schon auf der Titelseite zu unterminieren. Als Preis dafür bezahlt er mit dem Bruch der einheitlichen Fokalisierung.

²³⁷ Genette, S. 152.

²³⁸ Ebda.

²³⁹ Ebda.

²⁴⁰ Ebda.

²⁴¹ Ebda, S. 140.

²⁴² Vgl.: Warmbold 1988, S. 73.

3.2 ‚Männlichkeit‘ als semiologisches Zeichen

Für Rolf Parr kommt dem Roman *Peter Moors Fahrt nach Südwest* ein idealtypischer und epochemachender Status zu, „stellt dieser doch in vielerlei Hinsicht einen Prototyp von Kolonialliteratur dar, auf den sich alle nachfolgenden Schreibprojekte nolens volens mehr oder weniger deutlich beziehen mußten“²⁴³. Thomas Bleicher macht an Frenssens Text die ideologischen und strategischen Grundmuster für die Kolonialromane der folgenden Zeit fest. Er benennt dabei „locker gereihte Handlungsfolge“, „Identifikationsangebot“ und einen „ganzen Katalog von Rechtfertigungsmaßnahmen“²⁴⁴ als typisch. Diese Feststellung korrespondiert mit der auffälligen Typisierung der Figuren in *Peter Moors Fahrt nach Südwest*. Frenssen hält sich bei der Individualisierung seiner Protagonisten sehr zurück und verwendet, unter anderem, bekannte Stereotype der Heimatkunstabewegung.²⁴⁵ Die Figuren werden in der Regel nicht mit Namen bezeichnet, sondern lediglich mit ihrem Dienstgrad oder aber nach ihrer Herkunft.²⁴⁶ So ist etwa vom „kleine[n] Schlesier“ (PM 21) vom „Thüringer“ (PM 42), vom „Schleswiger“ (PM 73) oder vom „Rheinländer“ (PM 91) die Rede, ohne konkrete Vor- oder Nachnamen zu nennen. Auf diese Weise wird die deutsche Heimat stückchenweise in Südwestafrika wiedererrichtet. Alle schablonenhaften Figuren aus den verschiedenen Regionen des Deutschen Reichs ergeben letztlich die Repräsentation einer Einheit, die nun in Geschlossenheit, wie ein Mann, in der namibischen Wüste für die nationale Sache agiert. Zentrales Element in dieser Konfiguration ist der schematische Typus des idealisierten deutschen Mannes, der kaum individuelle Züge trägt und gerade deshalb als wieder und wieder auffüllbare Form in der Kolonialliteratur und darüber hinaus in so großer Zahl verwendet werden konnte und verwendet wurde. Frenssen zeichnet damit die historisch gewachsene Verbindung von Nationalismus und ‚Männlichkeit‘ in literarischer Form nach. George L. Mosse erläutert in seiner Untersuchung *Nationalismus und Sexualität*, wie im 19. Jahrhundert, ursprünglich ausgelöst durch die Befreiungskriege gegen Frankreich, der Begriff

²⁴³ Parr 2003, S. 396. vgl. auch Meyn, S. 323. und Warmbold 1988, S. 10. und Benninghoff-Lühl, S 113. und Wassink 2007, S. 66.

²⁴⁴ Thomas Bleicher: Das Abenteuer Afrika. Zum deutschen Unterhaltungsroman zwischen den Weltkriegen. In: Wolfgang Bader und Janos Riesz (Hg.): *Kolonialismus I. Die Verarbeitung der kolonialen Expansion in der europäischen Literatur*. Frankfurt a.M.: Peter Lang 1983, S. 256.

²⁴⁵ Vgl.: Rolf Parr: Die Fremde als Heimat. Zu einigen Affinitäten von Heimatkunst und Kolonialliteratur bei Gustav Frenssen und Hans Grimm. In: Fabienne Liptay u.a. (Hg.): *Heimat. Suchbild und Suchbewegung*. Remscheid: Gardez! 2005, S. 274f. [Im Folgenden kurz: Parr 2005]

²⁴⁶ Vgl.: Parr 2003, S. 397. und Warmbold 1988, S. 72.

der Nation immer mehr an Bedeutung gewinnt.²⁴⁷ Aus der anfänglichen Ohnmacht heraus, sich gegen die französischen Besatzer zu erwehren, wurde die Nation als freiheitsverheißendes Versprechen der Zukunft an die Deutschen angerufen. Das Bewusstsein einer gemeinsamen germanischen Vergangenheit sollte alle Deutschen vereinen. Nicht zufällig wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts die Konzeptionen von ‚Männlichkeit‘ zunehmend patriotischer und aggressiver; unter anderem, weil der Staat darum bemüht war, seine eigenen Interessen als die Interessen des von ihm selbst propagierten Männlichkeitsideals erscheinen zu lassen. Die Vorstellung von ‚Männlichkeit‘ und Nation wurden dadurch eng miteinander verknüpft.²⁴⁸ Klaus Theweleit weist in seiner vielbeachteten Untersuchung *Männerphantasien* darauf hin, dass im Deutschen Reich der Begriff der Nation „eine ganz bestimmte Art der Männergemeinschaft“²⁴⁹ bezeichnete. Aus der Analyse einer Vielzahl protofaschistischer und faschistischer Texte arbeitet er unter anderem heraus, wie die militarisierte wilhelminische Gesellschaft Formen und Ideale von ‚Männlichkeit‘ hervorbrachte, die letztlich eine zentrale Rolle in kolonialen Genoziden und zwei Weltkriegen spielten. Mit Nation, so Theweleit, war ein enger elitärer Kreis gemeint, der einen Herrschaftsanspruch über alles, das nicht zur Nation gehörte, stellte.²⁵⁰ Diese Elite begriff sich ganz selbstverständlich als männlich und deutsch. „Nation entsteht immer aus Zusammenfügen; anders formuliert: aus der Überwindung von Zerrissenheiten, Isolierungen.“²⁵¹ Die von Theweleit beschriebenen Formen von ‚Männlichkeit‘ sind darauf angewiesen, beständig mit Gewalt zusammenzufügen, was sie als der deutschen Nation angehörig betrachten; Einheit ist das oberste Ziel. Dieser gewaltsame Kampf spielt sich jedoch nicht nur außerhalb des Mannes ab. Die „Angst vor dem Zerfall“²⁵² wohnt in ihm selbst, woraus sich letztlich der „Zwang zur Unterdrückung“²⁵³ anderer speist. Nur wenn alles, das ihm äußerlich, also anders ist, wie etwa Vielheit, Masse oder Weiblichkeit, geordnet zu ganzen Einheiten zusammengefasst ist und sich damit seiner Herrschaft nicht mehr widersetzt, erst dann ist auch sein Inneres vor dem Zerfall gesichert.²⁵⁴ Genau deshalb, so Theweleit, neigen solche Formen von ‚Männlichkeit‘ zum Militarismus und fühlen sich als Teil einer Truppe wohler als im zivilen Leben, denn in der militärischen Ordnung ist alles zu

²⁴⁷ Vgl.: George L. Mosse: *Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen*. Aus dem Amerikanischen von Jörg Trabittus. München und Wien: Carl Hanser 1985, S. 91ff. [Im Folgenden kurz: Mosse 1985]

²⁴⁸ Vgl.: Ebda.

²⁴⁹ Theweleit, S. 84.

²⁵⁰ Vgl.: Ebda, S. 84ff.

²⁵¹ Ebda, S. 81.

²⁵² Ebda, S. 44.

²⁵³ Ebda, S. 90.

²⁵⁴ Vgl.: Ebda, S. 89ff.

übersichtlichen Einheiten zusammengefügt, die darüber hinaus in ein hierarchisches Machtgefüge eingliedert sind.²⁵⁵ Die Wahrnehmungen in Theweileits *Männerphantasien* korrespondieren mit der Aussage von George L. Mosse, dass sich „Ordnung, Mäßigung und Mut“²⁵⁶ um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert als männliche Kardinaltugenden herauskristallisierten. Gerade im militärischen Verband kommt Eigenschaften wie Ordnungsliebe, die Fähigkeit zum Maßhalten und der Mut, alle Befehle bedingungslos auszuführen, besondere Bedeutung zu. Gustav Frenssens Protagonist hat diese Tugenden bereits verinnerlicht. Mit Behagen berichtet Peter Moor Folgendes über seine Zeit in der Kaserne:

„Ich war gerne Soldat, besonders nachdem wir die Ausbildung hinter uns hatten. Wir hatten lauter ordentliche Leute auf der Stube, und der Unteroffizier, der ein Schleswiger war, war nur dann ungemütlich, wenn einer faul oder dreckig war.“ (PM 5)

Deutlich scheint hier durch, dass Peter die Zurechtweisungen beziehungsweise Sanktionen den unordentlichen Kameraden gegenüber nicht nur billigt, sondern auch begrüßt. Während der Überfahrt nach Deutsch-Südwestafrika stellt Peter in ganz ähnlicher Weise über die Gesellschaft an Bord fest: „Ich freute mich, daß wir Schleswig-Holsteiner an Bord zufällig lauter ordentliche Leute waren.“ (PM 19) Auch als Peter nach einer schweren Verwundung und einem längeren Aufenthalt im Lazarett wieder zur Truppe zurückkehrt, bringt er seine Freude zum Ausdruck: „Ich freute mich sehr, dass ich wieder in einem ordentlichen Heereszug unter so vielen munteren Kameraden war, und lebte ganz wieder auf.“ (PM 128). Ordnung ist aber nicht die einzige männliche Tugend, der Peter viel Wertschätzung entgegen bringt. Peter spricht an einer anderen Stelle ehrfurchtserfüllt von einem jungen Offizier, der „immer gleichmäßig und ruhig war“ (PM 65), auch wenn sich sein ganzes Umfeld in Aufruhr befand und drohte im Chaos zu versinken. Der Offizier ist für Peter nicht nur ein Vorbild an Mäßigung, sondern auch was ‚Männlichkeit‘ betrifft. Die Tugend der Tapferkeit wird in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* nicht nur von einem Großteil der deutschen Soldaten verkörpert und im Gefecht unter Beweis gestellt, sie wird darüber hinaus auf einer fundamentalen Ebene beschworen. In einem Gespräch, das Peter während der Überfahrt mit anhört, sagt ein Offizier:

„Da hinter den hohen Kreidefelsen wohnt doch das erste Volk der Erde [die Engländer, Anmerkung des Verfassers], vornehm, weltklug, tapfer, einig und reich. Wir aber? Eine einzige ihrer Eigenschaften haben wir von alters her: die Tapferkeit.“ (PM 14)

²⁵⁵ Vgl.: Theweleit, S. 103.

²⁵⁶ Mosse 1985, S. 98.

Zunächst wird mit dieser Aussage die Tugend der Tapferkeit allen Deutschen, also einer ganzen Nation, zugesprochen. Darüber hinaus wird mit der Wendung „von alters her“ (PM 14) die Verbindung von Deutschtum und Tapferkeit in einen vorgeschichtlichen Bereich verschoben. George L. Mosse zufolge ist Tapferkeit ein spezifisches und vor allem historisches Merkmal des deutschen Männlichkeitsideals um die Jahrhundertwende.²⁵⁷ Bei Frenssen aber sind die deutschen Männer „von alters her“ (PM 14) tapfer, sie sind von Natur aus tapfer. Der Ursprung des Amalgams aus ‚Männlichkeit‘, Deutschtum und Tapferkeit wird im Reich des Vorgeschichtlichen verortet und so, zumindest vorerst, der Reflexion entzogen. Peter Moor scheint ganz selbstverständlich so zu sein, wie er beschrieben wird. Er ist ein Mann, er ist Deutscher und er ist ein Vertreter westeuropäischer Zivilisation; warum sollten Tapferkeit, Ordnung und Mäßigung nicht seine Tugenden sein? Frenssens naturalisierende Schreibweise scheint eine derartige Frage bereits im Keim zu ersticken, da sie die historische Bedingtheit dieser Zusammenhänge verschleiern.

Um dennoch solche Fragen stellen zu können und die vermeintliche Natürlichkeit der Dinge aufzubrechen, ist es sinnvoll, ‚deutsche Männlichkeit‘ bei Frenssen als Mythos im Sinne Roland Barthes zu begreifen²⁵⁸. Dieser entwirft in *Mythen des Alltags* anhand eines formalen Beschreibungsmodells seinen Begriff des Mythos, ausgelöst, wie er sagt, durch „ein Unbehagen an der «Natürlichkeit», die von der Presse, von der Kunst, vom gesunden Menschenverstand ständig einer Wirklichkeit zugesprochen wird, die [...] eine durchaus geschichtliche Wirklichkeit ist.“²⁵⁹ Um seinen Mythos-Begriff verständlich zu machen, referiert Barthes zunächst die grundlegenden Zusammenhänge eines semiologischen Systems.²⁶⁰ Hierbei bringen zwei „Terme“²⁶¹, Signifikant und Signifikat, dadurch, dass sie miteinander in Beziehung gesetzt werden, eine Bedeutung hervor, das „Zeichen“²⁶². Diese drei Elemente werden im alltäglichen Gebrauch von Sprache oder anderer semiologischer Kommunikationsformen nicht als Dreieck wahrgenommen. Dem Rezipienten tritt nur das

²⁵⁷ Vgl.: Mosse 1985, S. 100.

²⁵⁸ Zu einer detaillierten Diskussion des Mythos-Begriffs bei Roland Barthes siehe: Maik Neumann: Die ‚Mythen‘ Roland Barthes‘ – ‚Mythos‘ als Verfahren einer dynamischen Schreibweise. In: Stefan Matuschek und Christoph Jamme (Hg.): *Die mythologische Differenz. Studien zur Mythostheorie*. Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2009, S. 95-126.

²⁵⁹ Barthes, S. 11.

²⁶⁰ Vgl.: Ebda, S. 256.

²⁶¹ Ebda.

²⁶² Ebda.

Zeichen als „assoziative Gesamtheit der ersten beiden Terme“²⁶³ gegenüber. Barthes veranschaulicht dies mit folgendem Beispiel:

„Betrachten wir einen Rosenstrauß: Ich lasse ihn meine Leidenschaft *bedeuten*. Gibt es hier also nur einen Signifikanten und ein Signifikat, die Rosen und meine Leidenschaft? Nicht einmal das: genaugenommen gibt es hier nur «verleidenschaftlichte» Rosen. Doch auf analytischer Ebene haben wir durchaus drei Terme, denn diese mit Leidenschaft besetzten Rosen lassen sich durchaus und zutreffend in Rosen und Leidenschaft zerlegen. Die einen wie die anderen existierten, bevor sie sich verbanden und ein drittes Objekt bildeten, das Zeichen. So wenig ich im Bereich des Erlebens die Rosen von der Botschaft trennen kann, die sie tragen, so wenig kann ich auf analytischer Ebene die Rosen als Signifikanten und die Rosen als Zeichen miteinander vermengen.“²⁶⁴

Den Mythos betrachtet Barthes als „sekundäres semiologisches System“²⁶⁵, das auf dem grundlegenden semiologischen System von Sprache, wie es eben beschrieben wurde, aufbaut; was den Mythos zu einer „Metasprache“²⁶⁶ macht. Das Zeichen des primären Systems, das sich aus der Zusammenfügung von Signifikant und Signifikat ergibt, ist für den Mythos als sekundäres System wiederum nur der Signifikant. Der „letzte Term“ des Systems Sprache, wird zum „ersten oder partiellen Term des erweiterten Systems“²⁶⁷ Mythos. Somit ergeben sich zwei Systeme, die dieselbe Struktur haben, aber ineinander verschoben sind. Da jenes Element, das im primären System von Sprache als Zeichen und im sekundären System des Mythos als Signifikant fungiert, eine zweifache Wertigkeit in sich trägt, führt Barthes für jede der beiden Funktionen einen eigenen Terminus ein. Ist das Element der „abschließende[...] Term des linguistischen Systems“, wird es mit „Sinn“²⁶⁸ bezeichnet. Ist es „Ausgangsterm des mythischen Systems“, heißt es „Form“²⁶⁹. Das Signifikat im System des Mythos nennt Barthes „Begriff“²⁷⁰ und den dritten Term, der das Äquivalent zum Zeichen des primären Systems bildet nennt er „Bedeutung“²⁷¹. Der Begriff ist dabei immer ein Element mit Tendenz, mit einer bestimmten Zielgruppe und der Absicht, dieser etwas zu bedeuten. Auch hierzu liefert Barthes zwei anschauliche Beispiele; eines davon interessanterweise mit explizit kolonialem Inhalt. Es handelt sich dabei um die Beschreibung des Titelbildes einer Ausgabe der französischen Zeitschrift Paris-Match:

„Auf dem Titel erweist ein junger Neger in französischer Uniform den militärischen Gruß, die Augen erhoben und vermutlich auf eine Falte der Trikolore gerichtet. Dies ist der *Sinn* des Bildes. Doch ob

²⁶³ Barthes, S. 256.

²⁶⁴ Ebda.

²⁶⁵ Ebda, S. 258.

²⁶⁶ Ebda, S. 259.

²⁶⁷ Ebda, S. 258.

²⁶⁸ Ebda, S. 261.

²⁶⁹ Ebda.

²⁷⁰ Ebda.

²⁷¹ Ebda.

naiv oder nicht, ich sehe wohl, was es mir bedeutet: daß Frankreich ein großes Imperium ist, daß seine Söhne, ungeachtet der Hautfarbe, treu unter seiner Fahne dienen und daß es keine bessere Antwort auf die Gegner eines angeblichen Kolonialismus gibt als den Eifer, mit dem dieser Schwarze seinen angeblichen Unterdrückern dient.“²⁷²

Der salutierende Schwarze, ein bildliches Zeichen, stellt hier den Sinn dieses Sujets dar. Er entsteht auf der primären sprachlichen Ebene aus Signifikant und Signifikat, die miteinander in Beziehung gesetzt wurden. In der mythischen Ebene fungiert der Sinn wiederum als Ausgangsterm. Dieser Sinn vermag aber noch nicht die Bedeutung auf der Ebene des Mythos zu erschließen. Erst wenn der Begriff, als Äquivalent für das Signifikat, mit dem Sinn in Verbindung gesetzt wird, produziert das sekundäre mythische System eine Bedeutung. In diesem Fall, dem Beispiel des Titelbildes von Paris-Match, erkennt Barthes die „französische Imperialität“²⁷³ als Begriff, der hinzugefügt wird und damit eine Bedeutung evoziert, die wiederum als Legitimation der kolonialen Ambitionen Frankreichs festzustellen ist. Barthes zufolge ist das Funktionieren des mythischen Systems jedoch keineswegs in allen Fällen gewährleistet. Wenn etwa ein Rezipient im Titelbild mit dem salutierenden Schwarzen den Zusammenhang mit der französischen Imperialität nicht versteht, erlischt die Funktion des Schwarzen als Form und er ist nur noch Sinn, wodurch auch die Bedeutung nicht produziert werden kann. Sieht aber der Betrachter lediglich den Versuch der Selbstlegitimation der französischen Imperialität, wird die Bedeutung unglaubwürdig.²⁷⁴ Nur in einem dritten Fall kann der Mythos seine Wirkmächtigkeit ausspielen und dies ist das „eigentliche[...] Prinzip des Mythos: Er verwandelt Geschichte in Natur.“²⁷⁵ Nur wenn das mythische System in der Lage ist, den Rezipienten glauben zu lassen, dass die Form des im Angesichte der Trikolore salutierenden Schwarzen und der Begriff der französischen Imperialität ursächlich und auf einer vorgeschichtlichen Ebene miteinander verbunden sind, ist die Funktionalität gewährleistet. Oder mit den Worten von Roland Barthes: „Der Mythos existiert genau von dem Moment an, in dem die französische Imperialität in den Naturzustand übergeht.“²⁷⁶ Ist das der Fall, erkennt der Betrachter die Bedeutung. Die Intention des Begriffs kann ihre Zwecke verrichten, kann aber vom Betrachter nicht als solche identifiziert werden. Folglich erscheint das koloniale Imperium Frankreichs, ein durchaus historisches Phänomen, als Naturzustand und die Legitimation ist gelungen.

²⁷² Barthes, S. 260f.

²⁷³ Ebda, S. 264.

²⁷⁴ Ebda, S.277.

²⁷⁵ Ebda, S. 278.

²⁷⁶ Ebda.

Wird das Barthes'sche System des Mythos auf die scheinbar vorgeschichtliche Verbindung von ‚deutscher Männlichkeit‘ und Tapferkeit angewandt, ergibt sich ein neuer Blickwinkel auf diese Konstellation. Tritt ‚deutsche Männlichkeit‘, wie sie bei Frenssen dargestellt wird, an die Stelle des Zeichens im primären System der Sprache, so kommt ihr im sekundären System des Mythos eine Doppelfunktion zu, die des Sinns und die der Form. Barthes zufolge ist der Sinn auf der Ebene des primären Systems der Sprache reich an Inhalt. Er kann eine Unzahl an Dingen bedeuten.²⁷⁷ ‚Deutsche Männlichkeit‘ als sprachliches Zeichen könnte etwa davon erzählen, dass sie sich von ‚deutscher Weiblichkeit‘ unterscheidet, dass sie ganz bestimmte Verhaltensweisen bevorzugt, sich für tapfer, ordentlich und maßvoll hält oder dass sie an einem Ort, der Deutsches Reich genannt wird, am häufigsten anzutreffen ist und noch vieles mehr. In der Form aber, so Barthes, wird diese Fülle von Informationen zurückgedrängt, aber nicht ganz ausgelöscht.²⁷⁸ Das heißt, im sekundären System des Mythos treten die reichlichen Inhalte, die im Sinn enthalten sind, in den Hintergrund, da das Zeichen hier vorrangig als Form gilt. Die Form gewinnt jedoch erst an Bedeutung wenn sie durch den intentionalen Begriff aufgefüllt wird. Kommt nun, analog zum Beispiel von Barthes, deutsche Imperialität als Begriff zur Form hinzu, gewinnt ‚deutsche Männlichkeit‘ eine neue Bedeutung. Barthes weist in diesem Zusammenhang auf eine weitere Bedeutung der Inhalte des im Bereich des Mythos zurückgedrängten Sinns hin. Diese kommen zwar selbst nicht zur Sprache, stehen aber „als leicht zugänglicher Vorrat von Geschichte [...], als ein disponibler Reichtum, der in raschem Wechsel herangezogen und wieder fallengelassen werden kann“²⁷⁹, der Form zur Verfügung. Diese könne, so Barthes, je nach Beschaffenheit des Begriffs, beliebig aus diesem Fundus von Inhalten wählen und selbige dann zur Bedeutung bringen.²⁸⁰ So kann die Form ‚deutscher Männlichkeit‘, durch die Verbindung mit dem Begriff der deutschen Imperialität, aus dem Vorrat des Sinns die Tapferkeit als Eigenschaft herausziehen und der Bedeutung von ‚deutscher Männlichkeit‘ hinzufügen, was dann in seiner Verbindung, so die Rezeption des Mythos funktioniert, als natürlicher Zusammenhang erscheint.

Die Funktion des Mythos lässt sich bei Frenssen an jener Stelle in ähnlicher Weise nachzeichnen, an der die deutschen Soldaten zum ersten Mal auf ihren Feind treffen. (vgl.: PM 71ff) Die Truppen durchstreifen schon seit mehreren Wochen die Einöde, ohne Feindkontakt, bis zu dem Zeitpunkt, an dem eine große Patrouille zur Erkundung ausreitet, bei der sich auch der kommandierende Offizier befindet, der von den Soldaten ehrfurchtsvoll

²⁷⁷ Vgl.: Barthes, S. 262f.

²⁷⁸ Vgl.: Ebda, S. 263.

²⁷⁹ Ebda, S. 262.

²⁸⁰ Vgl.: Ebda, S. 262f.

„der Alte“ (PM 73) genannt wird. Der Spähtrupp wird vom Feind überrascht und erleidet schwere Verluste. Als die zurückhaltenden Reste der Patrouille das Hauptlager erreichen, bietet sich dem beobachtenden Peter Moor ein chaotisches Bild:

„Bald hörten wir dann von ferne aus dem Busch Peitschenknallen; dann sahen wir das weiße Zeltdach des Wagens zwischen den Büschen schimmern. Das Geschirr der Ochsen war verwirrt; mehrere der Tiere waren verwundet. Auf der Kiste, mitten im Wagen saßen die verwundeten Offiziere, mehrere andere lagen wie tot daneben. Der Alte aber stand in der Mitte aufrecht.“ (PM 73)

Erinnern wir uns nochmals an das Titelbild von Paris-Match, das Roland Barthes als Beispiel verwendet. Es zeigt einen dunkelhäutigen Menschen in französischer Uniform, der salutiert. Das ist die Geschichte, die das Bild auf der primären Ebene der Sprache als Zeichen erzählt. Durch die Verbindung aber, mit einer imperialistischen Intention als Begriff und der damit einhergehenden Naturalisierung, wird das Bild, auf der mythischen Ebene, zur Legitimation für den französischen Kolonialismus. Bei der Rückkehr der schwer angeschlagenen Patrouille bietet sich auf den ersten Blick ein völlig anderes Bild. Wird jedoch der Fokus auf den befehlshabenden Offizier gerichtet und der deutsche Imperialismus als intentionaler Begriff in Betracht gezogen, wird der Mythos hinter dem Bild sichtbar. Rundum den „Alten“ herrscht Chaos. Das Gespann der Ochsen ist durcheinander geraten, einige Tiere sind verletzt, überall auf dem Wagen liegen Verwundete oder vielleicht auch Tote. In der Mitte des Wagens aber steht der befehlshabende Offizier als ruhender Pol und Kontrapunkt zur Verwirrung ringsum. Wird dieses Bild nur auf der Ebene des Barthes'schen „Sinns“ betrachtet, zeigt es einen Mann, der unter vielen anderen der einzige ist, der aufrecht steht. Es könnte einfach zu wenig Platz auf dem Wagen sein, sodass nicht alle sitzen oder liegen können und zufällig steht eben dieser eine Mann. Erhält das Bild aber die Funktion der „Form“, die mit dem „Begriff“ des deutschen Imperialismus aufgefüllt wird, verliert der Umstand, dass gerade dieser Mann im Chaos aufrecht steht, jegliche Zufälligkeit. Der „Alte“ nimmt in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* eine Sonderstellung ein. Er repräsentiert als Befehlshaber in der militärisch-hierarchischen Gesellschaft von Männern die Position des obersten Mannes. Die einfachen Soldaten sehen in ihm eine Vaterfigur und sehen bewundernd zu ihm auf. (vgl.: PM 65f) Gerade dieser Mann steht noch aufrecht und repräsentiert trotz der vorläufigen Niederlage noch immer männliche Tugenden, wie Tapferkeit, Ordnung und Mäßigung. Dadurch erhält das Bild im mythischen System eine ganz andere Bedeutung. Es trägt die Intention des deutschen Imperialismus, ohne sie direkt auszusprechen. Frenssen errichtet mit diesem Bild den Mythos von der Unbesiegbarkeit eines deutschen Männlichkeitsideals; eines Ideals, das George L. Mosse aus den bürgerlich-nationalistischen Sehnsüchten des 19. Jahrhunderts

rekonstruiert,²⁸¹ das Klaus Theweleit als pathologischen Zustand und Nährboden für militanten Faschismus dekonstruiert²⁸² und das „der Alte“ in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* repräsentiert. Dieses mythische Ideal erscheint bei Frenssen durch die Verbindung mit dem deutschen Imperialismus im Gewande einer naturhaften Gesetzmäßigkeit und verschleiert so seine historische Bedingtheit. Der Männlichkeitsmythos erscheint naturhaft und unhistorisch, als wäre er immer schon so gewesen.

3.3 Kolonialer Raum und die Möglichkeit zur Entwicklung von Männlichkeit

Die Geschichte von Peter Moor, die die Geschichte vom menscheitsverachtenden Völkermord an den Herero in den Frühlings- und Sommermonaten des Jahres 1904 erzählt, hebt in der Kindheit des späteren Afrikafahrers und Soldaten in scheinbarer Harmlosigkeit in einem kleinbürgerlichen, norddeutschen Haushalt an:

„Als ich ein kleiner Junge war, wollte ich Kutscher oder Briefträger werden; das gefiel meiner Mutter sehr. Als ich ein großer Junge war, wollte ich nach Amerika; da schalt sie mich. So um die Zeit, als die Schuljahre zu Ende gingen, sagte ich eines Tages, ich möchte am liebsten Seemann werden; da fing sie an zu weinen. Meine drei kleinen Schwestern weinten auch.“ (PM 1)

Doch es kommt zunächst anders. Peter muss am Tag nach seiner Schulentlassung in die Werkstatt seines Vaters, eines Schlossers, in die Lehre. Gleich an diesem ersten Tag prophezeit ihm ein Geselle, der schon lange dort arbeitet: „Siehst du – da stehst du! Und da bleibst du stehn, bis du grau wirst.“ (PM 1) Peter aber möchte sich mit diesen soliden Zukunftsaussichten, immerhin erhält er eine gute Ausbildung und würde als Ältester in absehbarer Zeit den Betrieb seines Vaters erben, nicht begnügen und beschließt beim Seebataillon in Kiel einzutreten, sodass er „einmal auf Reichskosten über See kommt“ (PM 2). Zuerst stellt Peter diese Idee seinem Vater vor, den wir als Oberhaupt des Haushalts vermuten dürfen.

„Ihm gefiel das wohl; denn er hatte es bei den Einunddreißigern in Altona bis zum Unteroffizier gebracht. Er sagte also nichts weiter als: „Deiner Mutter wird vor dem Wort ‚See‘ bange werden.“ „Ja“, sagte ich, „aber sie hat doch die drei Mädchen.“ „Geh hin“, sagte er, „und stelle es ihr vor; sie ist in der Küche.“ (PM 3)

Der Vater scheint nichts dagegen zu haben; zumindest nimmt Peter dies an. Eine Entscheidung dazu möchte der Vater aber nicht treffen, er schickt den Sohn zur Mutter, die

²⁸¹ Vgl.: Mosse 1985, S. 91ff.

²⁸² Vgl.: Theweleit, S. 44ff.

sich in der Küche befindet, an dem Ort, der ihr als in der Hierarchie der wilhelminischen Gesellschaft, unter dem Vater stehend, dessen repräsentativer Ort die Werkstatt ist, zusteht. Scheinbar kann der Vater, obwohl er das nominelle Oberhaupt der Kleinfamilie darstellt, wir befinden uns in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts in einem monarchisch organisierten System, die Entscheidung nicht alleine treffen. George L. Mosse erläutert in seiner Untersuchung *Nationalismus und Sexualität*, wie die bürgerliche Kleinfamilie, die im Laufe des 19. Jahrhunderts ihren Siegeszug angetreten hatte, die Funktion einer inwendigen Polizei inne hatte. Die Mitglieder einer Kleinfamilie hatten sich stets gegenseitig zur peinlich genauen Einhaltung der bürgerlichen Norm- und Moralvorstellungen anzuhalten.²⁸³ Der zu dieser Zeit bereits weit fortgeschrittene Aufstieg des Bürgertums brachte seine eigenen Strategien der Rechtfertigung mit sich. Eingekeilt zwischen der Unterschicht und der Aristokratie berief sich das Bürgertum auf die Moral als Legitimationsbasis seiner Ansprüche. Die Unterschicht sei zu primitiv und es fehle vor allem an sittlicher Bildung und der Adel zeichne sich besonders durch Dekadenz aus. „Genügsamkeit, Pflichtbewusstsein und Zähmung der Leidenschaften“²⁸⁴ als oberste Tugenden sollten die Mittelschicht nach unten und nach oben klar abgrenzen. Peters Mutter scheint hier die Inkorporation dieser inwendigen Polizei zu sein, deren oberste Direktiven auch der Vater verinnerlicht hat und sie deshalb anerkennt. Auf See zu fahren und die bürgerliche Ordnung zu verlassen kommt, angesichts dieser Direktiven, einem Affront gleich. Bezeichnenderweise gefallen die kindlichen Berufswünsche, Kutscher oder Briefträger zu werden, der Mutter besonders gut, würden sie doch eine friktionslose Einordnung in das System bedeuten. Einen weiteren Faktor im kleinbürgerlichen Sozialgefüge deutet der Geselle an, indem er Peter ein langes arbeitsreiches Leben an ein und demselben Ort, der Werkstatt seines Vaters, vorhersagt. Das Bürgertum war, was seine wirtschaftliche Positionierung anbelangte, auf Ordnung und Stabilität angewiesen, um florieren zu können. Stetigkeit sollte belohnt werden. Die Idee Peters, sich auf die schwankenden Planken eines Schiffes zu begeben und um die Welt zu fahren, widerspricht auch diesen Vorstellungen von Ordnung und Stabilität in jeder Hinsicht.

Peters Vorhaben, als Marinesoldat auf Seefahrt zu gehen, kann auch als ein Ausbruch, der Versuch, einer allzu engen Ordnung zu entkommen, die seiner Entwicklung zum vollwertigen Mann gefährlich werden könnte, gelesen werden. Zweimal versucht er eine klare Trennlinie zwischen dem Bereich des Männlichen, den er für sich beanspruchen möchte und dem Bereich des Weiblichen zu ziehen. Als er seiner Mutter vom Vorhaben, Seemann zu werden,

²⁸³ Vgl.: Mosse 1985, S. 29f.

²⁸⁴ Ebd., S. 13.

erzählt, nimmt diese eine äußerst emotionale, abwehrende Haltung ein. Sie beginnt zu weinen. Auch die drei kleinen Schwestern hätten zu weinen begonnen, wodurch sie in den weiblichen Bereich der Mutter subsumiert werden, der Abenteuern wie Seereisen im Wege steht. Im Gespräch mit dem Vater erwähnt Peter abermals die drei kleinen Schwestern, die der Mutter ja bleiben würden, verlasse er das Land. Diese drei Mädchen wären gerade recht für die Mutter, der Inkorporation einer Überwachungsinstanz der engen kleinbürgerlichen Ordnung, um sie häuslich aufzuziehen und zu unauffälligen Vertreterinnen der Norm zu machen, der Peter zu entfliehen trachtet. Die Grundstruktur von *Peter Moors Fahrt nach Südwest* ähnelt durchaus einem Entwicklungsroman.²⁸⁵ Peter muss von zu Hause aufbrechen, einen Bruch herbeiführen, der ihn aus den vorgefügten und normierten kleinbürgerlichen Bahnen herausreißt. Er muss alles Weibliche zu Hause zurücklassen, um seine Entwicklung zum Mann nicht zu gefährden. Bezeichnenderweise begibt sich Peter in die Kolonie, die einen radikalen Überschuss an ‚Männlichkeit‘ aufweist, da unter den Kolonisten kaum Frauen waren.²⁸⁶ Der Vater als männlicher Teil der geschlechternormierten Gesellschaft ist selbst ein kleines Rädchen des Systems geworden und taugt daher nur bedingt als Vorbild. Die Mutter als weibliche Repräsentantin steht dem Vorhaben sogar ganz explizit im Weg. Besonders deutlich wird Peters Bedürfnis nach Abgrenzung vom Weiblichen bei der Verabschiedung durch die Eltern, nachdem die Mutter doch eingewilligt hat und ihr Sohn schon unter den Freiwilligen für den Kampfeinsatz in Südwestafrika ist. Peter wird von seiner Mutter umarmt und ruft erschrocken aus: „Was tust du, Mutter?“ (PM 8). Dieses plötzliche Niederreißen der Distanz zwischen der ‚Weiblichkeit‘ seiner Mutter und ihm, der gerade diesen Abstand vergrößern möchte, ist für Peter empörend. Der Vater hingegen scheint zu verstehen, was diese Reise für seinen Sohn bedeutet. Er bittet Peter, er „möchte ihm irgendeine Kleinigkeit mitbringen, ein Horn, oder einen Schmuck der Feinde“ (PM 8); eine Trophäe also, die von bestandenen Abenteuern und der erfolgreichen Initiation als Mann berichtet. Sowohl Peter als auch sein Vater gehen offensichtlich davon aus, dass eine solche in der Kolonie viel eher zu verwirklichen sei als zu Hause in der Werkstatt.

Eine auf den ersten Blick unbedeutende Nebenhandlung in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* gibt hier noch mehr Aufschluss. Peter berichtet an einer Stelle von einem Kameraden, den er während des Feldzugs kennenlernt. Es ist ein ehemaliger Offizier, der nun als gewöhnlicher Soldat bei der Truppe ist:

²⁸⁵ Vgl.: Hermes 2007, S. 156f.

²⁸⁶ Vgl.: R. Schneider, S. 43.

„Da war einer in einer andern Kompanie, der hatte ganz jung geheiratet, erzählten sie, und hatte es bis zum Oberleutnant gebracht. Da war ihm nach zwei Mädchen ein kleiner Junge geboren worden. Er war darüber ganz unsinnig froh geworden; altes, tapfer unterdrücktes Erbübel hatte sein wildes Haupt erhoben; er hatte sich schwer betrunken und war in eine Straßenprügelei verwickelt worden. Da war er weggeschickt worden. Nun war er hier in Südwest.“ (PM 131)

Dieser Soldat hatte als Oberleutnant den Ehrenkodex der Offiziere verletzt und war dadurch degradiert worden. Ihm ist somit der Status einer allgemein akzeptierten, ehrenhaften Männlichkeit aberkannt worden. Pikanterweise geschah dies nach einer Dummheit anlässlich der Geburt eines Jungen, eines männlichen Stammhalters. Allein dies lässt bereits den soziokulturellen Stellenwert erahnen, der ‚Männlichkeit‘ in der wilhelminischen Gesellschaft zukam. Jetzt ist der ehemalige Oberleutnant wieder im Einsatz als gewöhnlicher Soldat. Er kämpft nicht zufällig an der Seite von Peter Moor in der so weit entlegenen Kolonie. Er braucht einen Krieg, um sich in diesem bewähren zu können und durch besondere Tapferkeit ausgezeichnet zu werden, nur so kann er die Offizierswürde wiedererlangen. Das ist die einzige Möglichkeit, die ihm das System bietet.

Peter und der ehemalige Offizier scheinen in gleicher Weise auf die Möglichkeiten, die ihnen die Kolonie bietet, angewiesen zu sein. Peter braucht ein Ziel, zu dem er ausbrechen kann, um der kleinbürgerlichen, von ‚Weiblichkeit‘ überwachten Ordnung zu entfliehen und endlich Mann werden zu können. Der ehemalige Offizier benötigt einen Krieg, um einen angesehenen Status von ‚Männlichkeit‘, den er bereits erworben, dann aber wieder verloren hatte, wieder zurückzugewinnen. Beide sind sie auf der Suche nach ‚Männlichkeit‘ und die Kolonie scheint der Ort zu sein, der es ermöglicht, sich ‚Männlichkeit‘ anzueignen. Daniel Schneider weist darauf hin, dass Afrika zu Peter Moors Zeit die Funktion eines Ortes des Neuanfangs zugekommen ist. Die Kolonien auf diesem Kontinent galten als verhältnismäßig leere Räume und luden zur Projektion ein. Hier sollten Dinge möglich sein, die in der europäischen Heimat verwehrt bleiben würden.²⁸⁷ Dabei darf nicht vergessen werden, dass hierbei keineswegs nur fortschrittliche oder liberale Ideen in den kolonialen Raum projiziert wurden. Rolf Parr weist auf die antimoderne Rückwärtsgewandtheit hin, die gerade bei Gustav Frenssens Auseinandersetzung mit dem Kolonialismus zu tragen kommt.²⁸⁸ Auch Ulrike Haß ordnet die Schriften des ehemaligen Pastors in ihrer Untersuchung zur Literatur der antimodernen Bewegungen unter jene ein, die „mit einer Wendung in den mythischen Zirkel des Völkischen“ versuchen, „die alte Ordnung realiter [zu] rekonstruieren“²⁸⁹. Die Kolonie

²⁸⁷ Vgl.: D. Schneider, S. 11ff.

²⁸⁸ Vgl.: Parr 2005, S. 267f.

²⁸⁹ Ulrike Haß: *Militante Pastorale. Zur Literatur der antimodernen Bewegung im frühen 20. Jahrhundert*. München: Wilhelm Fink 1993, S. 13.

scheint für Frenssen, so Parr, den unmöglich gewordenen Status einer Vergangenheit wieder aufleben zu lassen, der so zur Zukunfts-Utopie werden muss, um „ein besseres Deutschland in Übersee“²⁹⁰ versprechen zu können. Daniel Schneider bringt hier den Foucault'schen Begriff der Heterotopie ins Spiel, der andeutet, dass es nicht nur bei Versuchen geblieben ist, sondern die Errichtung neuer beziehungsweise anderer oder auch alter sozialer Strukturen in den Kolonien teilweise tatsächlich möglich war und auch erfolgreich umgesetzt wurde. Foucault entwickelt sein Verständnis von Heterotopie aus dem Begriff der Utopie:

„Die Utopien sind Platzierungen ohne wirklichen Ort: die Platzierungen, die mit dem wirklichen Raum der Gesellschaft ein Verhältnis unmittelbarer oder umgekehrter Analogie unterhalten. Perfektionierung der Gesellschaft oder Kehrseite der Gesellschaft: jedenfalls sind die Utopien wesentlich unwirkliche Räume.“²⁹¹

Außerdem gäbe es in jeder Kultur oder Zivilisation „tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind“²⁹². Diese bezeichnet Foucault als Heterotopien. Weiters geht er davon aus, dass „jede Heterotopie ein ganz bestimmtes Funktionieren innerhalb der Gesellschaft“²⁹³ hat. Foucault teilt die Heterotopien je nach ihren Funktionen in verschiedene Kategorien ein. Eine dieser Kategorien ist die der Kompensationsheterotopie. Als Beispiel für eine solche nennt Foucault die Kolonien.²⁹⁴ Marvin Chlada bestätigt, dass es sich bei einer Heterotopie immer um „einen *Raum der Möglichkeiten*“ handelt, um einen „Ort, in dem besonderer Kräfteverhältnisse sowie ungewöhnliche Konstellationen der (Gegen-) Macht wirksam sind, die eine *außerordentliche* Erfahrung ermöglichen“²⁹⁵. Letztlich erweist sich Südwestafrika sowohl für Peter als auch für den ehemaligen Offizier als ein Raum, der ihnen die Möglichkeit zu kompensieren bietet. Klaus Theweleit spricht in *Männerphantasien* von einer Generation von deutschen Männern, die gezeichnet war vom Bedürfnis nach Kompensation. Er spricht von einer großen

„Masse der relativ mittellosen Zweifrontenschichtler, die weniger ein Problem des Abstiegs hatten als des mangelnden Aufstiegs. Bauernkinder, die in der Schule Erfolg hatten, Facharbeiterausbildung, niedere Beamtenlaufbahn etwa vor sich: die in die Städte gegangen waren und über anstrengende, schlecht bezahlte Hilfsverkäuferstellen nicht hinaus kamen; Arbeiterkinder, die aus dem proletarischen Elend in die etwas angenehmeren <Mittelschichtslagen> entkommen wollten...“²⁹⁶

²⁹⁰ Parr 2005, S. 268.

²⁹¹ Michel Foucault: *Andere Räume*. Aus dem Französischen von Walter Seitter. In: Karlheinz Barck u.a. (Hg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Leipzig: Reclam 1990, S.38f. [Im Folgenden kurz: Foucault]

²⁹² Vgl.: Ebda, S. 39.

²⁹³ Ebda, S. 41.

²⁹⁴ Vgl.: Ebda, S. 45.

²⁹⁵ Marvin Chlada: *Heterotopie und Erfahrung. Abriss der Heterotopologie nach Michel Foucault*. Aschaffenburg: Alibi 2005, S. 8.

²⁹⁶ Theweleit, S. 390.

Theweleit beschreibt damit jene Männer, die ihre Jugendzeit in der Spätphase des wilhelminischen Reichs erlebt hatten und die, aufgestachelt durch imperialistische Indoktrinierung, sich hinreißen ließen, zu glauben, schon bald „zu dem auserwählten Haufen zu zählen, der über Europa und vielleicht die Welt herrschen würde“²⁹⁷. Aber zu Hause schien ihnen alles versagt zu bleiben; die vielfach gehegten Herrschaftsfantasien mussten sich mit den engen Grenzen, die das jeweilige soziale Milieu setzte heftig reiben. „Erfüllungen winkten immer in der Ferne: geographisch wie zeitlich. Die Welt und die Zukunft, die enthielten die Glücksversprechen.“²⁹⁸ Die Kolonien bargen daher das Versprechen eines Ausweges, einer Möglichkeit zur Kompensation, nur dort „konnte man als Deutscher zu den Weißen Göttern gehören, selbst wenn man bloß ein weißer Stiefellecker war“²⁹⁹. Theweleit, dessen Analyse großteils Texte aus der Weimarer Republik zugrunde liegen und der sich auch weniger mit Kolonialismus als mit Faschismus beschäftigt, geht dennoch davon aus, dass sich im Entstehen jener enttäuschten Generation von deutschen Männern aus dem wilhelminischen Reich, die als oberstes Ziel nur „weiter erobern und für den Kaiser schließlich sterben“³⁰⁰ kannten, kommende Genozide bereits vorbereiteten. Der Vernichtungsfeldzug gegen die Herero kann aus dieser Perspektive als erste größere Entladung dieser vom deutschen Imperialismus befeuerten Symptomatik gelesen werden. Peter Moor erscheint dann in diesem Szenario als früher Vertreter jener in die Irre geführten Generation. Schon am ersten Tag, als Peter einen kleinbürgerlichen Beruf in der Werkstatt seines Vaters ausübt, prophezeit ihm der Geselle, dass es um die Aufstiegschancen schlecht stehe und er für immer hinter dem Ambos stehen werde müssen. (vgl.: PM 1) Aber Peter schafft es dennoch, durch den Eintritt im Seebataillon, in die weite Welt hinauszugelangen und bewährt sich in den Gefahren und Strapazen des Hererofeldzuges, wird befördert (vgl.: PM 75) und ist schließlich bei jenem aus nur drei Mann bestehendem Trupp dabei, der den flüchtenden Herero am weitesten in die unwirtliche Wüste folgt (vgl.: PM 194ff). Er hat außerordentliche Erfahrungen gemacht und sich als ganzer Mann bewährt. Auch der ehemalige Offizier wird aufgrund seiner Leistungen ausgezeichnet und darf wieder in den Offiziersstand eintreten (vgl.: PM 180). Auf heimatlichem Boden wurde er degradiert, weil er sich in der Öffentlichkeit zu gewalttätigen Handlungen hinreißen hat lassen. In der Kolonie wird er, dank der hier herrschenden besonderen Kräfteverhältnisse und ungewöhnlichen Konstellationen, rehabilitiert. Dieses Beispiel zeigt besonders drastisch die heterotopischen Qualitäten des kolonialen Raumes.

²⁹⁷ Theweleit, S. 390.

²⁹⁸ Ebda.

²⁹⁹ Ebda, S. 393.

³⁰⁰ Ebda, S. 391.

Eine unkontrollierte gewaltsame Entladung hatte dazu geführt, dass der ehemalige Offizier degradiert wurde, aber als Soldat im Kolonialkrieg konnte er gerade durch eine Reihe von gewaltsamen Handlungen seine Ehre wieder herstellen. Damit konnten beide ihre jeweiligen Defizite in Südwestafrika kompensieren. Die Kolonie entpuppt sich bei Frenssen als literarische Kompensationsheterotopie, als ein Raum, der Formen von ‚Männlichkeit‘ ermöglicht, die in der Heimat nicht oder nicht mehr möglich waren.

3.4 Die Kolonie als vermeintlicher Ausweg aus der modernen Gesellschaft

Wie intensiv ‚Männlichkeit‘ in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* verhandelt wird, davon gibt schon die Widmung, die dem Text vorangestellt ist, eine erste Ahnung: „Der deutschen Jugend, die in Südwestafrika gefallen ist, zu ehrendem Gedächtnis.“³⁰¹ Frenssen widmet seinen Text allen jenen deutschen Soldaten, die im Feldzug gegen die Herero gefallen sind. Die Widmung bezieht sich demnach nur auf Männer; ein Buch, geschrieben, um dem Ehre zu erweisen, was junge deutsche Männer in Südwestafrika getan haben. Bemerkenswerterweise war der Aufstand der Herero ein Aufstand gegen deutsche Männer, auch wenn Frenssen dies anders darstellt. Als sich Peter noch in Kiel befindet, erfährt er zum ersten Mal von den Kämpfen in Südwestafrika. Ein Kamerad erzählt: „In Südwestafrika haben die Schwarzen feige und hinterrücks alle Farmer ermordet, samt Frauen und Kindern.“ (PM 6) Dies ist der Moment, in dem Peter beschließt, sich freiwillig für den Kampfeinsatz gegen die Herero zu melden. Bei der Aussage des Kameraden handelt es sich jedoch um eine schwerwiegende historische Verfälschung. Die aufständischen Herero hatten Frauen und Kinder verschont und gezielt fast ausschließlich Männer getötet. Auch Männer anderer Nationalitäten wurden in der Regel nicht behelligt, wie etwa Briten oder Niederländer. Die Aufständischen führten gezielt Krieg gegen deutsche Männer.³⁰²

Als Peter sich bereits seit einigen Wochen in Südwestafrika befindet, freundet er sich mit einem sogenannten „alten Afrikaner“ (PM 48), einem Europäer der schon seit vielen Jahren in der Kolonie lebt, an. Diese Veteranengestalten werden im Text an mehreren Stellen mit

³⁰¹ Die Nummerierung der Seiten beginnt erst mit der ersten Textseite, daher kann hier keine Seitenzahl angegeben werden. Das Zitat ist, wie alle Zitate aus dem Primärtext, aus PM.

³⁰² Vgl.: Meyn, S. 327. und David Kenosian: *The Colonial Body Politic: Desire and Violence in the Works of Gustav Frenssen and Hans Grimm*. In: *Monatshefte*, Vol. 89. No. 2, 1997, S. 183. [Im Folgenden kurz: Kenosian]

großem Respekt und außerordentlich viel Hochachtung dargestellt und werden von den neu angekommenen Soldaten bewundert (vgl.: PM 48, 58, 74). Es sind Männerfiguren, denen Neulinge wie Peter, die erst noch auf der Suche nach einer respektablen ‚Männlichkeit‘ sind, nacheifern. Bezeichnenderweise erfüllen die „alten Afrikaner“ meist die Funktion eines Pfadfinders oder Führers bei langen Märschen. Gelegentlich darf sich der noch unerfahrene Neuankömmling abends zur Runde der alt Eingesessenen setzen und den Erzählungen der erfahrenen Männer lauschen:

„Sie nannten manchen Ort tapferer Tat und manchen wackern Mann, Tote und noch Lebende. Ich wunderte mich, daß schon so große und harte Dinge von Deutschen in diesem Lande ausgeführt waren, davon ich nimmer auch nur ein Wort gehört oder gelesen hatte, und daß schon so viel deutsches Blut qualvoll in diesem heißen, dürrn Lande geflossen war.“ (PM 66f)

Die als kundige Vorbildfiguren dargestellten „alten Afrikaner“ weisen hier die Kolonie als einen Ort aus, an dem „große und harte Dinge“ vollbracht werden, wo man nach „tapferer Tat“ zu einem „wackern Mann“ (PM 66) werden könne. Zu Hause in der Metropole würden kleinbürgerliche Tätigkeiten, wie die eines Briefträgers oder eines Kutschers, auf die jungen Männer warten, in der Kolonie aber ist die erstrebenswerte männliche Identität eines „alten Afrikaners“ in Reichweite. Daniel Schneider bezeichnet die Kolonie, als Heterotopie gedacht, als „Raum, der individuelle Persönlichkeitsentfaltung [...] begünstigte“³⁰³. Bei Frenssen erscheint analog dazu Südwestafrika als ein Ort, an dem junge deutsche Männer die Möglichkeit haben, sich eine angesehene männliche Identität zu erwerben, die ihnen in der Heimat verwehrt bleiben würde. Besonders deutlich kommt dies zum Vorschein, als Peter, der mit einem Teil seines Bataillons bereits seit fast einer Woche im Busch lagert, davon berichtet, wie der Rest des Bataillons, darunter auch der Major, der sich bis dahin noch in der Kaserne in Windhuk aufgehalten hat, zu ihnen stößt.

„Am andern, dem fünften Morgen, in aller Frühe, sahen unsere Posten den Major heranziehen. Da stiegen viele auf die Wagen und sahen den langen, langen Zug, der langsam aus den Schluchten der Berge herauf kam, und wir redeten, als wären wir schon alte Afrikaner, obgleich wir ihnen doch bloß um vier Tage und drei Tote voraus waren, und sagten einer zum andern: „Na, der Alte wundert sich! Das ist ein anderes Marschieren als in Kiel!“ So standen wir und sahen, wie sie zu uns heraufzogen, und freuten uns besonders, als wir den Alten erkannten. Wir waren ihm zum ersten Mal überlegen.“ (PM 58)

Die jungen Soldaten, die sich gerade mal seit fünf Tagen im Busch befinden, versuchen sich bereits in der Rolle der erfahrenen und respektablen Männer, indem sie den sprachlichen Gestus der „alten Afrikaner“ nachexerzieren. Diese Nachahmung wird hier noch ganz eindeutig als ein Spiel ausgewiesen, als ein Einüben einer angestrebten Rolle. Die jungen Soldaten sind noch keine „alten Afrikaner“, sie tun nur so als ob. Dennoch zeigt sich hier

³⁰³ D. Schneider, S. 11f.

schon, dass die Kolonie als ‚Männlichkeitsschmiede‘ tatsächlich funktioniert. Auch wenn Peter und seine Kameraden noch keine „alten Afrikaner“ sind, so sind sie den anderen doch schon „um vier Tage und drei Tote voraus“ (PM 58). Die Entwicklung ihrer ‚Männlichkeit‘ hat demnach zumindest schon begonnen. Das Ausmaß der männlichkeitsstiftenden Kraft der Kolonie lässt sich daran erahnen, dass sich die einfachen Soldaten sogar dem Major überlegen fühlen, nur weil sie sich vier Tage länger im Busch befinden. All die Dienstjahre, Dekorationen und Auszeichnungen, die der Bataillons-Chef zu Hause in Europa erworben und Peter und seinen Kameraden voraus hat, können die Erfahrungen weniger Tage in der Kolonie nicht wett machen.

Nicht nur in dieser Hinsicht scheint die Metropole der Herausbildung einer angesehenen männlichen Identität im Wege zu stehen. Wenn Peter von seinen Vorgesetzten aus der Zeit in der Kieler Kaserne erzählt, berichtet er unter anderem auch von einem Leutnant, der auch später in Südwestafrika sein direkter Befehlshaber sein sollte. „Den Leutnant taxierte wir damals nicht richtig. Wir meinten, er wäre für einen Offizier zu zart. Aber nachher haben wir erkannt, daß er ein Held war.“ (PM 5) In Kiel unterschätzen die Soldaten den Leutnant noch, denn er erfüllt ihre Vorstellungen vom männlichen Ideal des Offiziers nicht. Das „nachher“ (PM 5) bezieht sich auf die Ereignisse in der Kolonie, die den Vorgesetzten letztlich als Helden erscheinen lassen. Die Soldaten sind dann bereits voll von Bewunderung für ihren Leutnant: „Wir sagten mit keinem Wort, wie viel wir von ihm hielten. Aber wir sprachen oft von ihm und sahen oft nach ihm hin.“ (PM 65) Peter hat eine hohe Meinung vom Leutnant, da dieser „Seele und Geist in Gewalt hielt“ (PM 65). Es ist die Fähigkeit, sich selbst gänzlich unter Kontrolle zu haben, die Peter so imponiert und der er eine besondere Mächtigkeit zuspricht. Um den Leutnant wird sogar eine Art Aura der übernatürlichen Potenz errichtet, wenn es weiter heißt: „Sein Wille wollte so, und da geschah es.“ (PM 65) Durch den sakralen Tonfall und die Anspielung an den biblischen Schöpfungsmythos wird der Offizier in die Nähe der Position einer allmächtigen Vaterfigur gerückt. Entscheidend ist hier die Fähigkeit zur Selbstkontrolle als vorrangiges männliches Attribut. Vor allem die Zähmung der eigenen Leidenschaften ist ein bedeutendes Kriterium. Der Leutnant sei immer gefasst geblieben, während die einfachen Soldaten „oft unnütz waren und zornig wurden und schimpften“ (PM 65), also nicht in demselben Maße zur Selbstkontrolle fähig waren. George L. Mosse legt in seiner Untersuchung *Nationalismus und Sexualität* überzeugend dar, dass an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert der Überlegenheitsanspruch des weißen Mannes unter anderem davon abgeleitet wurde, dass dieser vermeintlich dazu in der Lage wäre, stets Gewalt über

seine Gedanken und Leidenschaften zu haben.³⁰⁴ Frauen und Angehörigen außereuropäischer Kulturen wurde diese Fähigkeit abgesprochen.³⁰⁵ Das Phänomen „einer allen anderen Völkern und Kulturen überlegenen europäischen Identität“³⁰⁶ wird auch in Edward W. Saids *Orientalismus* diskutiert. Said geht dabei davon aus, dass der Westen für sich selbst ein System des Wissens über den sogenannten Orient aufgebaut hat, um diesen nach Belieben verfügbar zu machen.³⁰⁷ Als das System durchdringende Konstante garantiert die vermeintliche Feststellung von der „Rückständigkeit“³⁰⁸ des Orients und der „Überlegenheit“³⁰⁹ des Westens die hegemoniale Struktur, die Europa kategorisch als höher stehend und zur Herrschaft berechtigt einordnet. Kraft dieses Systems kann sich jeder Europäer in jeder beliebigen Situation allein dadurch, dass er sich dem Westen zugehörig sieht, als überlegen empfinden.³¹⁰ So kann der europäische Mann, gerade wenn er sich nicht auf westlichem Boden befindet, stets seinen Herrschaftsanspruch gerechtfertigt wissen; zumal er auch seinen Körper und seinen Geist Kraft seines Willens in jeder Hinsicht kontrollieren kann und stoisch über allen Leidenschaften steht; eine Fertigkeit, die Nicht-Europäern nicht zugebilligt wurde.³¹¹ „Körper und Seele, äußeres Erscheinungsbild und innere Tugendhaftigkeit sollten eine Einheit bilden, ein perfektes Konstrukt, bei dem jedes Teil an seinem Platz saß“,³¹² so fasst George L. Mosse das Männlichkeitsideal am Ende des 19. Jahrhunderts zusammen. Aus diesem Grund hatten Peter und seine Kameraden den Leutnant auch unterschätzt, da aufgrund seiner zarten Statur sein Äußeres nicht mit den inneren Tugenden von ‚Männlichkeit‘ übereinstimmte. Erst die Erlebnisse in der Kolonie konnten die maskulinen Eigenschaften so funktionieren lassen, dass sie auch nach außen hin erkennbar wurden. Eine ähnliche Figur ist Heinrich Gehlsen, ein Freund Peters, der ebenfalls am Feldzug teilnimmt. „Er war nur klein von Figur und von Gesicht zart; aber es stak ein ganzer Mann in ihm. Er war auch nachher im Busch umsichtig, anschlägig und tapfer.“ (PM 13) Sein Erscheinungsbild wird teilweise effeminiert dargestellt. Da aber auch Gehlsen seine

³⁰⁴ Vgl.: Mosse 1985, S. 110.

³⁰⁵ Vgl.: Annette F. Timm and Joshua A. Sanborn: *Gender, Sex and the Shaping of Modern Europe. A History from the French Revolution to the Present Day*. Oxford und New York: Berg 2007, S. 100. [Im Folgenden kurz: Timm] Auch Weiblichkeit wurde in der abendländischen Kultur seit der Aufklärung immer wieder mit Wildheit in Verbindung gebracht. Siehe dazu: Sigrid Weigel: *Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1990 (re 514), S.123ff. [Im Folgenden kurz: Weigel]

³⁰⁶ Said, S. 16.

³⁰⁷ Vgl.: Ebda.

³⁰⁸ Ebda.

³⁰⁹ Ebda.

³¹⁰ Vgl.: Ebda.

³¹¹ Vgl.: Timm, S. 100.

³¹² George L. Mosse: *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Aus dem Amerikanischen von Tatjana Kruse. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1997, S. 11. [Im Folgenden kurz: Mosse 1997]

männliche Tugendhaftigkeit in Südwestafrika unter Beweis stellen kann, wird dennoch der „ganze[...] Mann“ (PM 13), die imaginierte Einheit aus Erscheinungsbild und innerer Tugendhaftigkeit, sichtbar. Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die Kolonie bei Frenssen in ihrer Funktion als Kompensationsheterotopie männliche Identitäten zuzulassen oder sogar zu fördern scheint, die in der europäischen Metropole nicht möglich oder gefährdet sind.

George L. Mosse versteht die Konstruktion von Männlichkeit in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts als „eng verbunden mit den Ängsten und Hoffnungen der modernen Gesellschaft“³¹³. Zunächst geht er davon aus, dass die soziokulturelle Praxis Stereotypen und Symbole geschaffen hat, um der zunehmenden Abstraktion und Komplexität des Lebens zu begegnen. Mit der am Ende des 19. Jahrhunderts immer strikter werdenden Geschlechtertrennung und dem nach Klassifikationen strebenden Impetus dieser Zeit geht die Herausbildung eines idealisierten Stereotyps von ‚Männlichkeit‘ einher.³¹⁴ Vor allem die Entstehung urbaner Lebensräume in den Ballungszentren West- und Mitteleuropas mit ihrem ungeheuren Potenzial, völlig neue soziale Lebensformen zu produzieren und althergebrachte zu transformieren, erzeugte eine latente Furcht vor Dekadenz und Degeneration, die geradezu typisch für den Zeitgeist dieser Jahre ist. Als Antwort auf diese radikalen Veränderungen wurde die Bildung eines Ideals von ‚Männlichkeit‘ in eine ganz bestimmte Richtung beeinflusst. Selbstbeherrschung und Disziplin, kraft derer der weiße Mann zur Herrschaft ausersehen sei, wurden mehr und mehr zu Kardinaltugenden des Mannes erhoben.³¹⁵ Auch wenn die restlose Erfüllung aller Anforderungen dieses hohen Ideals wohl kaum je durch einen Menschen aus Fleisch und Blut erreicht werden konnte, so schienen die realpolitischen Erfolge des europäischen Imperialismus den Herrschaftsanspruch der ‚weißen Männlichkeit‘, im Sinne von „Sein Wille wollte so, und da geschah es“ (PM 65), Recht zu geben. Um 1900 war die Weltherrschaft faktisch männlich und weiß.³¹⁶ Die ‚weiße Männlichkeit‘ konnte zum Mythos werden, zu einer Botschaft, die den europäischen Männern verkündete, dass sie von Natur aus zur Herrschaft berufen seien; wie sie in der deutschen Kolonialliteratur eine ihrer vollkommensten Erscheinungsformen fand. Was hierbei im Hintergrund abläuft, ist ein Prozess der Naturalisierung, den Robert Connell in *Der gemachte Mann* ausführlich beschreibt.³¹⁷ Dieser Prozess „übersetzt [...] die herrschende Ideologie in die Sprache der

³¹³ Mosse 1997, S. 10.

³¹⁴ Vgl.: Ebda, S. 12ff.

³¹⁵ Vgl.: Mosse 1985, S. 23.

³¹⁶ Vgl.: Timm, S. 96.

³¹⁷ Vgl.: Connell, S. 63ff.

Biologie“³¹⁸. Analog zur Bedeutung des Mythos bei Barthes ist hier eine Vertauschung zwischen Natur und Geschichte am Werk. ‚Weiße Männlichkeit‘ schreibt ihre eigene Geschichte in dem Sinn, dass sie ihre Machtansprüche durch ihre biologische Determiniertheit als gerechtfertigt erklärt und trivialisiert diese dadurch, dass der systemtragende Idealtypus der Mehrheitsbevölkerung als Identifikationsangebot zur Verfügung gestellt wird.

Wie oben erwähnt, hat dieser Mythos von ‚Männlichkeit‘ seinen Ausgang in der Reaktion auf die zunehmend komplexer werdende moderne Lebenswelt genommen. Die in den europäischen Metropolen stattfindenden sozialen und wirtschaftlichen Umwälzungen kamen durch die Erfolge der imperialistischen Expansion natürlich nicht zum Stillstand und die latenten Ängste vor Dekadenz und Degeneration florierten eher, als dass sie zurück gingen.³¹⁹ In der Kunst wurden gerade diese Tendenzen aufgegriffen und Themen wie nicht normgerechte Sexualität erfreuten sich zur Jahrhundertwende großer Beliebtheit in der avantgardistischen Kulturszene.³²⁰ Variierende Sexualitäten, uneindeutige Geschlechterrollen und die provokante Abkehr von der Norm hatten in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen Konjunktur. Diese Tendenzen waren aus Sicht der konservativen Mehrheitsbevölkerung durchaus bedrohlich. War es doch der Mythos von ‚Männlichkeit‘, der, ob seiner vermeintlich natürlichen und damit unumstößlichen Grundfeste, vor den Umwälzungen der Moderne Schutz bieten sollte. Wenn nun Männer, sei es aus der künstlerischen Avantgarde oder aus einer homosexuellen Subkultur, die geschlechtlichen Grenzen überschritten und dafür auch noch öffentliche Aufmerksamkeit ernteten, wurde genau diese Funktion außer Kraft gesetzt. Die Natürlichkeit der vorherrschenden Norm von ‚Männlichkeit‘ wurde hinterfragbar; in den Rissen, die sich zwischen den imperialistischen Narrationen von ‚Männlichkeit‘ auftaten, wurde die Geschichtlichkeit der selbigen sichtbar. Je öfter dies vorkam, und diese Fälle häuften sich ganz offensichtlich, desto mehr geriet der Idealtypus von ‚Männlichkeit‘ aus dem späten 19. Jahrhundert in die Krise.

Gustav Frenssen und sein Werk werden durchwegs einstimmig der Bewegung der Antimoderne zugeordnet,³²¹ die sich an einer Zurückweisung der industriell-urbanen

³¹⁸ Connell, S. 65.

³¹⁹ Zu den sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Umwälzungen der Moderne und den Reaktionen darauf siehe: Bernd Widdig: *Männerbünde und Massen. Zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992, S. 12ff. und Haß, S. 11ff.

³²⁰ Vgl.: Elena Mancini: *Magnus Hirschfeld and the Quest for Sexual Freedom. A History of the First International Sexual Freedom Movement*. New York: Palgrave MacMillan 2010, S. 10.

³²¹ Vgl.: Warmbold 1985, S. 69. und Parr 2005, S. 267f. und Ketelsen, S. 163.

Gesellschaft abarbeitete. Was die Themen und Settings der Literatur betrifft, fand ein Rückzug auf das Land statt, was sich vor allem in der Heimatkunstabewegung, die mit der Antimoderne in enger Verbindung stand, besonders deutlich abzeichnet. Aber auf heimatlichem Boden, der am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts einer beispiellosen Industrialisierung und Urbanisierung ausgesetzt war, mussten Frenssen und seine Gesinnungsgenossen ein aussichtsloses Rückzugsgefecht führen. Die Kolonien schienen hier eine Art Ausweg zu bieten. Diese Idee war keineswegs neu, denn gesellschaftspolitisch wurde der Kolonialismus im Wilhelminischen Reich schon seit vielen Jahren als Antwort auf die Krise gehandelt, in der sich weite Teile der Gesellschaft wähten.³²² Besonders Afrika wurde zur Zeit Frenssens intensiv als Ort des Neuanfangs interpretiert und für Projektionen gebraucht und missbraucht, um ein Gegenbild zur Moderne der europäischen Metropole zu entwerfen.³²³ Auffälligstes Momentum hierbei ist die scheinbare Einfachheit und Eindeutigkeit der Verhältnisse. Peter Moor und seine Kameraden haben in der Kolonie in den Herero einen klar definierten Feind und mit deren Vernichtung ein klar definiertes Ziel. Welches Verhältnis könnte einfacher sein, als wenn es in Südwestafrika nur noch Deutsche und keine Einheimischen mehr gäbe; eine Totalität würde einem Nichts gegenüberstehen. Hinzu kommt, dass das Geschlechterverhältnis ebenfalls ein radikal vereinfachtes ist. Es gibt kaum deutsche Frauen in der Kolonie³²⁴ und noch dazu ist Peter Teil des militärischen Apparates, der Frauen ohnehin ausschließt. Damit fällt die Funktion der bereits erwähnten „inwendigen Polizei“ weg und auch Suffragetten und ähnliche Erscheinungen der urbanen Moderne sind ausgeschlossen. Analog zur Rückwärtsgewandtheit entwirft Frenssen die Kolonie als Ort, an dem Lebensformen möglich sind, die in der Metropole bereits verloren sind. In einem Gespräch Peters mit einem der „alten Afrikaner“ erzählt ihm dieser, welche Pläne er für die Zeit nach dem Feldzug hat:

„Ich suche mir einen Platz aus mit gutem Wasser und guter Weide; dort lasse ich mir von der Regierung so ungefähr fünftausend Hektar anweisen. Es geht nicht so genau wie in Deutschland, sondern es heißt: von dem Baum bis zu dem Wasserloch, und dann zu der Pad, und so weiter. Dann lasse ich das bißchen Vieh, das ich habe, dort weiden. Es nährt und tränkt und mehrt sich selbst, ganz wie bei Abraham und Jakob. Nach zwei, drei Jahren habe ich schon eine ganze Herde. [...] Du kannst hier gehn und stehn und ruhn und trekken, hundert Meilen, und kein Mensch sagt Dir, was Du sollst oder nicht, und Du hast keine Sorge um Freundschaft mit dem Nachbar auf derselben Etage, oder mit dem Vizewirt um die Tapete im Wohnzimmer, oder um Tagelohn, oder um täglich Brot. Wenn Du das eine Kalb verzehrt hast, schlachtest Du ein andres. Magst Du kein Kalbfleisch mehr, schlachtest Du eine Ziege. Oder Du gehst auf die Jagd, so weit Du magst, drei Stunden oder drei Tage, und wenn Du unterwegs nicht recht was vor den Schuß bekommst, machst Du den Leibriemen etwas enger.“ (PM 124f)

³²² Vgl.: Berman, S. 176.

³²³ Vgl.: D. Schneider, S. 325. und Benninghoff-Lühl, S. 150, 165. und Warmbold 1985, S. 83.

³²⁴ Vgl.: R. Schneider, S. 43.

Der „alte Afrikaner“ stellt hier Südwestafrika als ein Refugium dar, das noch fern ab von den beängstigenden Entwicklungen der Moderne liegt und einen regelrechten Gegen-Ort zur Metropole verkörpert. Räumliche Enge und soziale Unfreiheit scheint es in der Kolonie nicht zu geben. Auch die Zwänge des modernen Kapitalismus greifen hier offenbar nicht. Es herrschen paradiesische Zustände, das Vieh nährt und vermehrt sich ganz von selbst und das Wild wartet nur darauf, geschossen zu werden. Die Erläuterungen des „alten Afrikaners“ gemahnen an alttestamentarische Verheißungen, die hier, durch die Nennung von Abraham und Jakob signifikanterweise auf die sogenannte Zeit der Patriarchen bezogen werden. Dies evoziert auf der einen Seite Vorstellungen von unhinterfragter ‚Männlichkeit‘ und uneingeschränkter männlicher Machtausübung und korrespondiert auf der anderen Seite mit der Imagination Afrikas als primitive Vorstufe Europas³²⁵, unberührt von Urbanisierung und Industrialisierung. In Frenssens literarischer Konzeption erscheint die Kolonie als heterotopischer Ort, als Gegen-Ort zur urbanen Moderne, der es seinen Protagonisten nicht nur ermöglicht, Männlichkeitsdefizite auszugleichen, sondern auch das Versprechen in sich birgt, eine eindeutige und unbedrohte ‚Männlichkeit‘ leben zu können. Südwestafrika wird in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* zu einem Reservat, in dem Männlichkeitsmythen ungefährdet existieren können.

3.5 Männlichkeitsmythen und rassistische Herrschaftsansprüche

In seiner Einführung zum Sammelband *Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart* bezeichnet Michael Hofmann das Jahr 1904 als den „absolute[n] Tiefpunkt deutschen Sprechens mit und zu Afrikanern“³²⁶ und bezieht sich damit auf den rassistischen Diskurs, der den 1904 verübten Völkermord an den Herero erst in dieser Form ermöglichte und später zu rechtfertigen versuchte. Auch Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* ist Teil dieses „Sprechens mit und zu Afrikanern“, trägt sich doch die darin entfaltete Handlung mehrheitlich in jenem verhängnisvollen Jahr zu. Die soziokulturellen Kategorien von Rasse und Geschlecht, sowohl die Konstruktion von ‚Männlichkeit‘, als auch von ‚Weiblichkeit‘, gehen in diesem Sprechen eine enge Verbindung ein und werden von

³²⁵ Vgl.: Kenosian, S. 186. und Weigel, S. 132.

³²⁶ Michael Hofmann: Einführung: Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart. Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. In: Michael Hofmann und Rita Morrien (Hg.): *Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart. Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Amsterdam: Rodopi 2012, S. 17f.

Frenssen zur Apologie des Genozids in Stellung gebracht. Den ersten Kontakt mit autochthonen Afrikanern hat Peter noch bevor er seinen Fuß in Swakopmund an Land setzt. Während der Überfahrt macht das Schiff an der westafrikanischen Küste Halt, um afrikanische Arbeiter als Heizer und für andere Hilfstätigkeiten an Bord zu nehmen. Peter ist von der Begegnung mit diesen Menschen fasziniert:

„In meiner freien Zeit stand ich oft bei den Schwarzen und beobachtete sie, wie sie friedlich beieinander saßen und in gurgelnden Tönen miteinander schwatzten und wie sie um die großen Eßtöpfe hockten, mit den Fingern eine Unmenge Reis zum Munde führten, und mit ihren großen knarrenden Tiergebissen Beine, Gekröse und Eingeweide ungereinigt fraßen; es schien ihnen gar nicht darauf anzukommen, etwas Schmackhaftes zu essen, sondern nur, ihren Bauch zu füllen“ (PM 30)

Die fremden Arbeiter, die an Bord gekommen sind, werden als homogenes Kollektiv beschrieben und unter dem Begriff der „Schwarzen“ (PM 30) zusammengefasst. Ganz unmissverständlich werden sie als kulturlos und unzivilisiert dargestellt. Die detaillierte Beschreibung des Essverhaltens ist in allen Einzelheiten als den konventionellen Gebräuchen der Nahrungsaufnahme der sogenannten europäischen Hochkultur entgegengesetzt gezeichnet. Es wird mit den Fingern aus großen Töpfen gegessen und nicht mit Besteck von Tellern. Die Mengen, die verzehrt werden, erscheinen unverhältnismäßig groß. Die Nahrung wird nicht gereinigt und sortiert, es wird einfach alles verschlungen. Darüber hinaus scheint hier den „Schwarzen“ die Erfahrung von Lust am Essen völlig fremd zu sein; sie essen nur, um Nahrung im Bauch zu haben. Durch diese Beschreibung des Essverhaltens spannt Frenssen eine unübersehbare kulturelle Differenz zwischen den autochthonen Afrikanern und den Europäern auf. Diese Differenz bleibt in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* aber keineswegs auf den Bereich der Kulinarik beschränkt. Der Grad der Kultivierung der „Schwarzen“ wird generell als schwer defizitär gezeichnet, was sich besonders deutlich in der Meinung eines der „alten Afrikaner“ ausdrückt:

„Dies [die autochthonen Afrikaner, Anmerkung des Verfassers] sollen unsere Brüder sein? Sie mögen es einmal werden, nach hundert oder zweihundert Jahren! Sie mögen erstmal lernen, was wir aus uns selbst erfunden hätten: Wasser stauen und Brunnen machen, graben und Mais pflanzen, Häuser bauen und Kleider weben.“ (PM 68)

Hier wird eine Hierarchie entlang der Zeitachse aufgespannt. Die Gegenwart der „Schwarzen“ wird mit einer als primitiv bewerteten Entwicklungsstufe der europäischen Vergangenheit gleichgesetzt. Die kulturelle Entwicklung einzelner Bevölkerungsgruppen wird als ein Emporklimmen auf einer vielstufigen Leiter der Zivilisation dargestellt. Die Deutschen hätten bereits vieles gelernt und erfunden, was den „Schwarzen“ noch fremd sei und betrachten sich deshalb als weiter fortgeschritten. Durch das Einschreiben der autochthonen Afrikaner in

diese Leiter von Zivilisationsstufen, die als vermeintlich natürliche Basis für alle menschlichen Gesellschaften angenommen wird, erfährt die kulturelle Differenz eine Naturalisierung. Das Fehlen von europäischer Kultur, die als Ausdruck eines hohen Entwicklungsstandes angenommen wird, wird zum Ausdruck eines niederen Entwicklungsstandes. Diese Denkstrukturen korrespondieren mit der von Said beschriebenen Praxis von Gesellschaften, „ihre Identität [...] negativ zu bestimmen“³²⁷. Dabei setzt eine Gruppe eine mehr oder weniger willkürliche Grenze und bezeichnet alles, was jenseits davon liegt, als „das Barbarenreich“³²⁸; wobei die Perspektive derer, die den jenseitigen Raum bewohnen in diese Beurteilung nicht mit einbezogen wird. So kann eine Negativschablone der barbarischen Gruppe konstruiert werden, die wiederum zur Affirmation der eigenen Identität dient.³²⁹ All das, das die Anderen nicht tun oder nicht tun können, im konkreten Fall: „Wasser stauen und Brunnen machen, graben und Mais pflanzen, Häuser bauen und Kleider weben“ (PM 68), wird, ex negativo, als die Tugend der eigenen Kultur hervorgehoben. Durch diese scheinbar natürliche Ordnung von Unterschieden zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen entstehen fiktive Ethnizitäten,³³⁰ die wiederum die Basis für Rassendenken darstellen. So sehr die Rassendiskurse des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts heute befremdlich wirken, so selbstverständlich waren sie zur Entstehungszeit von *Peter Moors Fahrt nach Südwest* zum Common Sense, ja selbst zu einem Mythos, geworden. Thomas Schwarz bringt dies auf den Punkt, indem er sagt: „Außerhalb des sozialdarwinistischen Paradigmas zu argumentieren, scheint im anthropologischen Diskurs der Jahrhundertwende so gut wie unmöglich zu sein.“³³¹ Gustav Frenssens Protagonist Peter Moor hat diese Formen des Rassendenkens bereits verinnerlicht:

„Und es schien mir, daß es so stand, nämlich, daß die Leute von Madeira zwar Fremde für uns sind, aber wie Vettern, die man selten sieht, daß die Schwarzen aber ganz, ganz anders sind als wir. Mir schien, als wenn zwischen uns und ihnen gar kein Verständnis und Verhältnis des Herzens möglich wäre. Es müsste lauter Mißverständnisse geben.“ (PM 30)

Die Menschen von Madeira, was ihre kulturellen Konventionen betrifft, stark europäisch geprägt, betrachtet Peter als Angehörige einer verwandten Rasse. Die „Schwarzen“ aber hält

³²⁷ Said, S. 70.

³²⁸ Ebda.

³²⁹ Vgl.: Ebda.

³³⁰ Vgl.: Alexander Mathäs: *Colonising the German Body: Self and Other in Sturm und Drang Drama*. In: Marianne Henn und Holger A. Pausch (Hg.): *Body Dialectics in the Age of Goethe*. Amsterdam und New York: Rodopi 2003, S. 269.

³³¹ Thomas Schwarz: *Kolonialer Ekel und die Kultur der Gewalt. Zur strategischen Allianz von Tropen- und Rassenhygiene mit der deutschen Kolonialliteratur*. In: Sven Halse (Hg.): *Wort, Blicke, Träume. Beiträge zum deutschen Kolonialismus in Literatur, Fotografie und Ausbildung*. Kopenhagen und München: Wilhelm Fink 2007, S. 31. [Im Folgenden kurz: Schwarz 2007]

er für eine völlig andere Art, die von der seinigen so weit entfernt sei, dass es keine Verständigung geben könne. Frenssen lässt in seinem Schreiben solches Rassendenken sozialdarwinistischer Prägung sogar so weit gedeihen, dass es zur Rechtfertigung des Genozids an den Herero gereicht.

„Diese Schwarzen haben vor Gott und Menschen den Tod verdient, nicht weil sie die zweihundert Farmer ermordet haben und gegen uns aufgestanden sind, sondern weil sie keine Häuser gebaut und keine Brunnen gegraben haben. [...] Gott hat uns hier siegen lassen, weil wir die Edleren und Vorwärtstrebenden sind. Das will aber nicht viel sagen gegenüber diesem schwarzen Volk; sondern wir müssen sorgen, daß wir vor allen Völkern der Erde die Besseren und Wacheren werden. Den Edleren, den Frischeren gehört die Welt. Das ist Gottes Gerechtigkeit.“ (PM 200)

Diese Worte legt Frenssen jenem Oberleutnant in den Mund, der den kleinen Trupp befehligt, der den fliehenden Herero am weitesten hinein in die Wüste folgt und dem auch Peter Moor angehört. Bezeichnenderweise werden sie an jenem Punkt ausgesprochen, an dem der Feind als vernichtend geschlagen, ja sogar als fast vollständig vernichtet, erkennbar wird. Der enorme zivilisatorische Unterschied zwischen den ‚Rassen‘ wird hier als Rechtfertigung des Völkermordes ins Feld geführt. Die Ausrottung der Herero sei nur Teil eines viel größeren Kampfes aller ‚Völker‘ gegeneinander, in dem nur die am weitesten entwickelten ‚Rassen‘ bestehen könnten.

Was haben derart rassistische Ideen, die Frenssen in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* aufgreift, nun mit ‚Männlichkeit‘ zu tun? Eine erste Ahnung davon gibt Peters Verhalten afrikanischen Frauen gegenüber. Er beschreibt diese mehrfach als besonders hässlich und schmutzig (vgl.: PM 43, 46) und ist stets darauf bedacht, Abstand zu halten. Es gefällt Peter auch nicht, dass einige seiner Kameraden mit den einheimischen Frauen zu scherzen beginnen, als sie in Windhuk ankommen (vgl.: PM 46) und noch mehr ärgert er sich darüber, dass einige Soldaten nichts dabei finden, mit diesen Frauen sexuell zu verkehren (vgl.: PM 113). Thomas Schwarz weist darauf hin, dass der konstruierte ‚Rassenunterschied‘ für die Europäer von größter Bedeutung war, um auf ideologischer Ebene die Herrschaft in den Kolonien abzusichern.³³² Ist die Differenz zwischen den fiktiven Ethnien nicht klar erkennbar, verliert die weiße Herrschaft die Basis ihrer eigenen Rechtfertigungen. Besonders gefährlich waren in diesem Zusammenhang hybride Existenzen, also Kinder aus Mischehen. Sie konnten weder der Schicht der Herrscher noch der Beherrschten eindeutig zugeordnet werden, die ‚rassische Eindeutigkeit‘ war für immer zerstört. Hinzu kam, dass diese Problematik mit den Theorien von Joseph-Arthur de Gobineau über die Ungleichheit der ‚menschlichen Rassen‘ in Verbindung gebracht wurde. De Gobineau argumentiert, dass Zivilisationen immer dann dem

³³² Vgl.: Schwarz 2007, S. 26.

Untergang geweiht sind, wenn das Blut der eigenen ‚Rasse‘ zu sehr verunreinigt worden ist.³³³ Der soziale und geschlechtliche Verkehr mit Angehörigen anderer Ethnien gilt ihm dabei als Hauptgrund für die ‚Verunreinigung‘.³³⁴ Im imaginierten Kampf aller Völker gegeneinander wäre es demnach äußerst fatal, wenn sich deutsche Männer mit den autochthonen Südwestafrikanerinnen einließen. Sie würden ihre eigene ‚Rasse‘ schwächen und damit selbst der Gefahr der Tilgung ausgesetzt sein. Da es aus Mangel an gesellschaftlichen Restriktionen, immerhin gab es in Südwestafrika keine Kontrolle durch die Institution der Kleinfamilie, kaum Schranken für die Triebhaftigkeit deutscher Männer zu geben schien, war jeder Mann selbst für Zurückhaltung verantwortlich.³³⁵ Nicht zuletzt deswegen konnten Willensstärke und die Fähigkeit zur Selbstkontrolle zu den Kardinaltugenden ‚weißer Männlichkeit‘ avancieren, sicherten sie doch den Anspruch auf Herrschaft über andere Ethnien ab. Dies führt uns zurück zur abwehrenden Haltung Peters. Er hat jenen Akt aus Willenskraft bereits verinnerlicht und empfindet deshalb Ekel vor afrikanischen Frauen; er würde seine ‚Rasse‘ nicht durch geschlechtliche oder soziale Vermischung schwächen. Peter nimmt damit schon die gesetzlich verordnete ‚Rassenhygiene‘ durch das Mischehenverbot, das 1905 in Deutsch-Südwestafrika erlassen wurde, vorweg.³³⁶ Diese drastische Maßnahme zeigt unmissverständlich, dass männliche Sexualität im Zusammenhang mit der Aufrechterhaltung der Herrschaft in den Kolonien als äußerst problematisch betrachtet wurde.³³⁷ Sexueller Verkehr zwischen Deutschen und Einheimischen war keineswegs ein Ausnahmefall und wurde deshalb als offenes Problem der Biopolitik heiß diskutiert.³³⁸ Um hier Abhilfe zu schaffen und die weiße Herrschaft zu stabilisieren, wurden gezielt deutsche Frauen für das koloniale Projekt angeworben. Ausgewählte Kandidatinnen erhielten sogar staatliche Unterstützung zur Finanzierung der Überfahrt.³³⁹ Peter begegnet einer solchen Auswanderin, die überdies die einzige deutsche Frau ist, von der er während seiner Zeit in Südwestafrika zu berichten weiß:

„Und da, im Schatten einer Veranda stand eine deutsche Frau; sie hatte ein kleines Kind auf dem Arm. Wie wir hinsahen! Wie wir uns über das helle, saubere Kleid freuten und über das reine, freundliche Gesicht und über das kleine weiße Kind. Wie auf ein Himmelswunder starrten wir auf das, was man in Deutschland alle Tage sehen konnte. Wie die heiligen drei Könige, die auch aus der Wüste kamen und vom Pferd herab Maria mit ihrem Kinde sahen.“ (PM 111)

³³³ Vgl.: Timm, S. 114f.

³³⁴ Vgl.: Ebda.

³³⁵ Vgl.: Schwarz, S. 35.

³³⁶ Vgl.: Ebda, S. 37.

³³⁷ Vgl.: Benninghoff-Lühl, S. 160.

³³⁸ Vgl.: Schwarz 2002, S. 91.

³³⁹ Vgl.: Decker, S. 171.

Diese Deutsche wird als vollkommen gegensätzlich zu den autochthonen Afrikanerinnen gezeichnet, die mit Schmutz und Hässlichkeit in Verbindung gebracht werden. Das Kleid ist hell und sauber, das Gesicht rein und freundlich und als Accessoire der Unschuld trägt sie ein weißes Kind. Unverhohlen lehnt Frenssen die Beschreibung der deutschen Frau an eine Erscheinung der Jungfrau Maria an, dem abendländischen Sinnbild für Tugendhaftigkeit und Reinheit schlechthin. Dieses komplementäre deutsche Idealbild von ‚Weiblichkeit‘ scheint unabdingbar, um die Leerstelle des männlichen Begehrens, die durch den bewusst gewollten Ekel vor afrikanischen Frauen entsteht, zu füllen oder besser, zu überblenden. Nur die aus rassenhygienischer Perspektive unbedenkliche Frau kann in ihrer Funktion als stabilisierendes genealogisches Element die weiße männliche Herrschaft für die kommenden Generationen sichern.³⁴⁰ Katharina Walgenbach arbeitet in ihrer Untersuchung der Diskurse des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft die Bedeutung, die Frauen im kolonialen Projekt zugemessen wurde, detailliert heraus.³⁴¹ Vor allem nach dem Krieg gegen die Herero, als sich weit umfangreichere Möglichkeiten zur Besiedlung boten, und nach dem Erlass des Mischeheverbotes wurde der Mangel an weißen Frauen als Problem erkannt.³⁴² Darin sah auch der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft seine Hauptaufgabe, das „Weiße Kollektiv“ in „den Kolonien kulturell zu etablieren“³⁴³, wozu gezielt auswanderungswillige deutsche Frauen angeworben wurden. Der Erfolg dieser Unternehmungen blieb aber durchaus bescheiden. In der Zeit von 1907 bis 1914 konnten nur einige hundert Frauen nach Südwestafrika vermittelt werden. Aber auch bei Frenssen kommt die Vorstellung von mythischer ‚Männlichkeit‘, zumindest ideologisch, nicht ohne einen weiblichen Gegenpart aus, den sie ja erst geflohen ist, um ganz männlich werden zu können. Allerdings bleibt jene komplementäre ‚Weiblichkeit‘ ein rein ideelles, literarisches Konstrukt, das, wie sein männlicher Widerpart, eine unleugbare Ausgeburt des heterotopischen Ortes der Kolonie bleiben muss.

³⁴⁰ Vgl.: D. Schneider, S. 316.

³⁴¹ Vgl.: Katharina Walgenbach: »Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur« *Koloniale Diskurse über Geschlecht, »Rasse« und Klasse im Kaiserreich*. Frankfurt a.M. u.a.: Campus 2005. [Im Folgenden kurz: Walgenbach] Zur planmäßig durchgeführten Ansiedlung deutscher Frauen in Südwestafrika siehe auch: Karen Schmidt: *Germania führt die deutsche Frau nach Südwest: deutsche Frauen in der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika (1884-1920)*. Münster: LIT 1998.

³⁴² Vgl.: Walgenbach, S. 77ff.

³⁴³ Ebda, S. 86.

4. Hans Grimms *Volk ohne Raum*

4.1 Nachkriegsperspektive und fehlender Raum

Grimms *Volk ohne Raum* ist unter ganz anderen Voraussetzungen entstanden als Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest*. Der Grimm'sche Text erschien erstmals 1926, also 20 Jahre nach Frenssens berühmtem Kolonialroman. Inzwischen war die Situation, gerade was die deutschen Kolonien betrifft, eine völlig veränderte. Alle Kolonialgebiete waren verloren und das 1906 noch zur Weltmacht aufstrebende Deutsche Reich war im Ersten Weltkrieg geschlagen und mit dem Vertrag von Versailles vor aller Welt ‚gedemütigt‘. Die Handlung des Romans fällt jedoch zum überwiegenden Teil in jene Zeit, als Deutschland noch aktiv am Kolonialismus beteiligt war.³⁴⁴ Grimms Perspektive auf die deutsche Kolonialzeit ist von einer ganz anderen und sehr eigentümlichen Erfahrung geprägt. Der 1875 in Wiesbaden geborene Hans Grimm absolvierte unter anderem eine Großkaufmannslehre in England und war 13 Jahre lang im britischen Südafrika in Diensten einer deutschen Handelsfirma tätig.³⁴⁵ Grimm hatte also den europäischen Kolonialismus aus britischer Perspektive in seiner imperialen Hochphase aus nächster Nähe und vor Ort miterlebt. 1911 kehrte er nach Deutschland zurück und begann hier seine Karriere als Schriftsteller, in der mehrheitlich explizit koloniale Themen dominierten; so auch in seinem umfangreichsten Werk *Volk ohne Raum*.

Der Roman, dessen Titel schnell zum „Schlagwort zur Kennzeichnung nationalistischer und imperialistischer Tendenzen in Deutschland“³⁴⁶ avancierte, wird thematisch von politischen Intentionen beherrscht. Günter Hartung beurteilt diese als Propaganda für die innere Einigung Deutschlands, die den kollektiven Willen zu einer Durchsetzung einer neuen Aufteilung der Welt zur Folge haben soll.³⁴⁷ Das zentrale Argument Grimms ist, dass die Deutschen zu wenig Raum hätten, um ihrer politischen und sozialen Probleme Herr werden zu können.

³⁴⁴ Vgl.: Oliver Simons: Persuasive Maps and a Suggestive Novel. Hans Grimm's *Volk ohne Raum* and German Cartography in Southwest Africa. In: Volker M. Langbehn (Hg.): *German Colonialism, Visual Culture, and Modern Memory*. New York u.a.: Routledge 2010, S. 168f.

³⁴⁵ Vgl.: Hartung, S. 136f.

³⁴⁶ Uwe-K. Ketelsen: *Literatur und Drittes Reich*. 2. Aufl. Greifswald: SH-Verlag 1994, S. 199. [Im Folgenden kurz: Ketelsen 1994]

³⁴⁷ Vgl.: Hartung, S. 136.

„Und die Kinder des deutschen Volkes mehrten sich dennoch und wurden in ihrer räumlichen Enge uneins und neidisch untereinander; sie begriffen nicht, daß ihnen nur Raum und Luft fehle daheim; sie meinten aus ihren anerzogenen abhängigen Gefühlen heraus, mit Parteien und Spitzfindigkeiten lasse sich das unverständige Schicksal unverständlich besiegen.“³⁴⁸

Grimms Roman führt vor Augen, dass den Deutschen, was die Bevölkerungszahl betrifft, zu wenig Raum zur Verfügung stehe, ohne dass die Deutschen selbst dies verstanden hätten. Um seine Landsleute aufzuklären, fügt Grimm an mehreren Stellen statistische Angaben zur Bevölkerungsdichte in seinen Text ein. So erklärt etwa Görge Friebott, der Vater der zentralen Figur, in einem Wirtshausgespräch:

„Ich weiß, daß im Durchschnitte auf einem Geviertkilometer Landes hundervier Menschen stehen, wenn man alles aufgeteilt annimmt, Eigentum und Meinte, Wald und Ödland. Ich weiß, daß ein deutscher Mensch nach solcher Teilung achtundneunzig Meter Landes im Gevierte zur Verfügung hat; ich weiß, daß der Raum sich verringert um jedes Kind, das geboren wird. Ich weiß, daß nach den Russen mit ihrer großen eigenen Welt niemand schneller wächst als wir in unserem eigenen Lande.“
(VoR 144f)

Innenpolitische Lösungsansätze verneint der Roman ganz entschieden. In ihm kommt die Forderung nach einer globalen Neustrukturierung der kolonialen Besitzungen zum Ausdruck, „weil dem Deutschen der Raum fehlt und der Engländer den Raum hat“ (VoR 513). Im Sinne des ‚Kolonialrevanchismus‘ wird für „die Gerechtigkeit des Raumes für alle Völker nach Zahl und Leistung“ (VoR 1243) argumentiert. Jede der europäischen Mächte solle demnach kolonialen Besitz in anderen Weltteilen erhalten, der, was die flächenmäßige Aufteilung betrifft, im direkten Verhältnis zu Bevölkerungszahl und Wirtschaftsleistung stehe. Die Hauptfigur des Romans, Cornelius Friebott, durchlebt eine Vielzahl von Episoden, die teilweise an historische Ereignisse angelehnt sind, und scheitert immer wieder aufs Neue. Die sich mit frappanter Regelmäßigkeit wiederholenden Misserfolge des Cornelius Friebott werden im Roman stets als Folge von Raumnot interpretiert, die „Zwietracht und Enge und Ziellosigkeit“ (VoR 1162) herbeiführe.

Ähnlich wie in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* wird auch in *Volk ohne Raum* die Niederschrift des Romantextes thematisiert und in ein Spiel verschiedener Erzählebenen eingebettet. In den ersten beiden Sätzen findet sich bereits eine Andeutung davon:

„Vor diesem Buche müssen Glocken läuten. Auf dem Turme der Klosterkirche von Lippoldsberg, darunter das Buch geschrieben wird, mag das Läuten beginnen.“ (VoR 9)

³⁴⁸ Zitate aus *Volk ohne Raum* sind allesamt aus folgender Ausgabe aus dem Ersterscheinungsjahr des Romans und werden im Text mit dem Kürzel VoR gekennzeichnet: Hans Grimm: *Volk ohne Raum*. München: Albert Langen 1926, hier S. 28.

Damit offenbart sich gleich zu Beginn des Textes eine „Erzählergegenwart“³⁴⁹, um wieder die Terminologie Eberhard Lämmerts aufzugreifen, die über mehr Wissen verfügt, als die handelnden Figuren, die im Roman auftreten. Lämmert trifft die Unterscheidung zwischen „Erzählungen mit ‚handlungsloser‘ Erzählergegenwart“³⁵⁰ und Erzählungen mit „selbständige[m] Handlungsstrang“³⁵¹. Im ersten Fall ist der Erzähler in einer scheinbar zeitlosen Form nur „mit seinem Raisonement, seinen Reflexionen und allgemeinen Sentenzen, mit ironischen Richtigstellungen und hymnischen Apostrophen“³⁵² präsent. Im zweiten Fall tritt der Erzähler selbst als handelnde Figur auf und beansprucht innerhalb der Geschichte seine eigene Zeitebene. In *Volk ohne Raum* finden wir den zweiten Fall vor. Etwa in der Mitte des Textes trifft der Protagonist Cornelius Friebott im britischen Südafrika auf einen deutschstämmigen Kaufmann namens Hans Grimm. (vgl.: VoR 631ff) Diese Nebenfigur des Romans verschwindet bald wieder aus dem Leben Cornelius Friebotts, taucht aber am Ende des Textes nochmals auf und es kommt in Deutschland zu einem erneuten Zusammentreffen der beiden. (vgl.: VoR 1230) Bei diesem erzählt Cornelius Friebott Hans Grimm seine Lebensgeschichte. Der Kaufmann, der mittlerweile Schriftsteller geworden ist, beschließt, einen Roman über das Leben Cornelius Friebotts zu verfassen:

„Im Weihnachtsmonate fing Grimm die Erzählung „Volk ohne Raum“ zu schreiben an. Er sah, daß dies seine Pflicht und Berufung wäre, wie Cornelius Friebott das lebendige Wort als Berufung erkannt hatte. Er nannte den Helden der Erzählung Cornelius Friebott, er ließ die Menschen aus Cornelius Friebotts Leben und viele Mensch aus dem eignen Leben in die Geschichte hineingehen; wofern er nur meinte, sie hätten das Leben des „Volkes ohne Raum“ deutlich miterlebt. Er beschloß, auch sich selber zu nennen, an den zwei Stellen, da er und Cornelius Friebott im Geflechte der deutschen Erfahrungen einander begegneten, sich selber und seine Nächsten und seinen Raum.“ (VoR 1285)

Die Romanfigur Hans Grimm stellt innerhalb der literarischen Fiktion eine Erzählergegenwart dar, die über einen „selbständige[n] Handlungsstrang“³⁵³ verfügt. Die Zeitebene dieser Erzählergegenwart überschneidet sich zwar an zwei Stellen mit der Zeitebene des Cornelius Friebott, grenzt sich aber durch ein Mehr an Wissen deutlich ab. So kann die Romanfigur Hans Grimm auf den Titel des Buches Bezug nehmen; er kann Auskunft geben, mit welchen Namen er die Romanfiguren dieses Buches versehen möchte und er kann rechtfertigen, warum er sich selbst und seine Zeitebene in den Roman einfließen lässt. Die Zeitebene der Romanfigur Hans Grimm darf natürlich nicht mit jener des realen Autors Hans Grimm

³⁴⁹ Lämmert, S. 67.

³⁵⁰ Ebda.

³⁵¹ Ebda.

³⁵² Ebda.

³⁵³ Ebda.

verwechselt werden, da sie ja über „keinen festen Zeitbezug außerhalb der literarischen Fiktion“³⁵⁴ verfügt.

Dass die Erzählstruktur damit noch nicht restlos aufgelöst ist, erweist sich an jenen Stellen, an denen von Begebenheiten erzählt wird, die weder Cornelius Friebott, der seine Lebensgeschichte Hans Grimm erzählt, noch der fiktionalen Figur Hans Grimm bekannt sein können; so etwa, wenn sich zwei Jugendfreundinnen Cornelius Friebotts ganz allein in einem Haus befinden und heimlich Kleider anprobieren. (vgl.: VoR 90ff) Die Szenerie trägt sich ganz im Verborgenen zu und wird vom Erzähler detailreich geschildert. Wenn die Romanfigur Hans Grimm als Erzähler angenommen wird, entsteht eine widersprüchliche Situation, da er von dieser Begebenheit nicht wissen kann. Wenn aber nach Gérard Genettes Erzähltheorie davon ausgegangen wird, dass die Perspektive („Wer sieht?“³⁵⁵) nicht starr mit der Erzählebene („Wer spricht?“³⁵⁶) verbunden sein muss, kann die Widersprüchlichkeit gemäß der analytischen Gliederung in Modus und Stimme aufgelöst werden. Im Bereich des Modus, der über die Perspektive Auskunft gibt und „eine mehr oder weniger große Distanz“³⁵⁷ zum Erzählten herstellt, ist, mit Genette, von einer unfokalisierten Erzählung zu sprechen; der Erzähler weiß mehr als eine einzelne Figur des Romans. Diese ist die vorherrschende Erzählhaltung in *Volk ohne Raum*. Die Perspektivierung deckt sich jedoch nicht mit den Erzählebenen, von denen es mehrere gibt, die einander abwechseln. In Genettes Terminologie fällt die Frage nach der Erzählebene in den Bereich der Stimme, die die Art und Weise betrifft, „wie in der Erzählung oder dem narrativen Diskurs die Narration selber impliziert ist“³⁵⁸. Die Romanfigur Hans Grimm, die über Cornelius Friebott erzählt, befindet sich „auf der nächsthöheren diegetischen Ebene“³⁵⁹ und ist als extradiegetisch zu bezeichnen. Die literarische Figur Hans Grimm ist „die narrative Instanz einer ersten Erzählung“³⁶⁰; sie tritt in *Volk ohne Raum* als fiktiver Autor auf. Cornelius Friebott, der Hans Grimm seine Lebensgeschichte erzählt, ist folglich eine intradiegetische narrative Instanz.³⁶¹ Der Junge Cornelius Friebott, der als Figur innerhalb der Erzählung des erwachsenen Cornelius Friebott, die an Hans Grimm gerichtet ist, eine Erzählung an eine Freundin richtet ist nach Genette eine metadiegetische narrative Instanz. (vgl.: VoR 120ff) Die Perspektivierungen und die

³⁵⁴ Lämmert, S. 68.

³⁵⁵ Genette, S. 132.

³⁵⁶ Ebda.

³⁵⁷ Ebda, S. 115.

³⁵⁸ Ebda, S. 19.

³⁵⁹ Ebda, S. 163.

³⁶⁰ Ebda.

³⁶¹ Vgl.: Ebda.

Erzählebenen wechseln unabhängig voneinander; wenn etwa die narrative Instanz vom erwachsenen Cornelius Friebott auf den jugendlichen Cornelius Friebott wechselt, aber die Perspektive unfokalisiert bleibt. So wird der gesamte Roman aus einem ‚allwissenden‘ Blickwinkel im Präteritum erzählt, aber aus dem Munde verschiedener fiktionaler Erzählerinstanzen.

Die Lebensgeschichte von Cornelius Friebott beginnt in den 1870er Jahren in einem kleinen Dorf an der Oberweser, wo dieser als einziges Kind seiner Eltern auf deren Bauernhof aufwächst. Die Wirtschaft ist sehr klein und obwohl der Vater, Görge Friebott, zusätzlich als Steinhauer in einem nahen Steinbruch arbeitet, kann dem Jungen keine Ausbildung über die Volksschule hinaus finanziert werden. Cornelius geht deshalb bei einem Kunsttischler in die Lehre. Nach dem Lehrabschluss meldet er sich freiwillig zur kaiserlichen Marine und erlebt auf diese Weise als Matrose die blutige Auseinandersetzung zwischen dem britischen Empire und dem rechtmäßigen Thronfolger von Sansibar aus nächster Nähe mit. Nach seiner Heimkehr muss Cornelius gemeinsam mit seinem Vater in den Steinbruch gehen, da er keine andere Arbeit findet. Schon seit seiner Zeit bei der Marine beschäftigt er sich, ausgelöst durch die Freundschaft mit Martin Wessel, einem Bekannten aus der Jugendzeit, der mittlerweile ein überzeugter Sozialist ist, mit sozialistischem Gedankengut. Der Vater Martin Wessels, Bartolt Wessel, wird in einer Episode als leidenschaftlicher Wilderer und Kraftmensch dargestellt. Bei einem seiner verbotenen Pirschgänge erschießt er versehentlich seinen Helfer und stirbt schließlich nach kurzer Zeit im Gefängnis an den Folgen der drastischen räumlichen Einengung. Da Cornelius durch den Kontakt zu Martin im Ruf steht, ein ‚Roter‘ zu sein, wird er dazu gedrängt, zu kündigen. Cornelius geht daraufhin nach Bochum, wo er zunächst als Modelltischler in der Industrie eine Anstellung findet, aber schon bald wieder, wegen eines Zerwürfnisses mit seinem Vorgesetzten, entlassen wird und schließlich in einem Kohlebergwerk anheuert. Durch ein schweres Unglück, an dem Cornelius keine Schuld trägt, kommen kurz darauf viele Knappen ums Leben. Cornelius, der öffentlich die Bergwerksleitung beschuldigt, wird daraufhin inhaftiert. Nach seiner Entlassung wandert er in die britische Kolonie Südafrika aus, was auch dem Wunsch seiner Eltern entspricht. Hier lernt er eine wohlhabende junge Witwe kennen, die in der Burenrepublik Oranje Freistaat eine große Farm leitet. Die beiden verlieben sich ineinander und verbringen einige glückliche Monate auf der Farm. Doch noch bevor Cornelius sich entschließen kann, um ihre Hand anzuhalten, bricht zwischen der Schwesterrepublik des Freistaates, dem Transvaal und dem britischen Empire Krieg aus. Cornelius meldet sich freiwillig zu den Truppen, die der Freistaat zur Unterstützung schickt. In den folgenden Kämpfen wird Cornelius verwundet und

als Gefangener der Briten in ein Internierungslager auf St. Helena gebracht, wo er mehrere Jahre, bis zum Ende des Burenkrieges ausharren muss. Obwohl seine Eltern inzwischen verstorben sind, kehrt Cornelius nach seiner Entlassung nicht auf die heimatliche Wirtschaft zurück, sondern geht wieder nach Südafrika. Dort trifft Cornelius Friebott wieder auf Martin Wessel, der ebenfalls schon mehrere Jahre in der britischen Kolonie lebt und nach wie vor überzeugter Sozialist ist. Die beiden ziehen als Tischlergesellen durch das im Aufbruch befindliche Land und arbeiten an einer Reihe verschiedener Bauprojekte mit. Der mit einem Hinkfuß stigmatisierte Martin Wessel versucht die vorgeblich durch Raumnot entstehenden Schwierigkeiten der Deutschen durch die Organisation eines sozialistischen Vereins zu kompensieren. Seine Überzeugung wird jedoch als ‚Irrlehre‘ und seine Bemühungen als zum Scheitern verurteilt dargestellt. Die beiden Deutschen geraten schließlich in Konflikt mit der britisch kontrollierten Verwaltung der Kolonie, weshalb sich Cornelius dazu entschließt, nach Deutsch-Südwestafrika auszuwandern, um dort eine eigene Farm aufzubauen. Begleitet wird er dabei von seinem Verwandten Georg Friebott, dessen Familie schon in dritter Generation in Südafrika lebt. In Deutsch-Südwestafrika nehmen die beiden zuerst am Feldzug teil, den die deutsche Schutztruppe unter Hauptmann Erckert gegen Simon Kopper, den Anführer einheimischer Aufständischer, führt. Sowohl Erckert als auch Kopper sind historische Figuren, die in den Kolonialkriegen in Deutsch-Südwestafrika einander gegenüber gestanden hatten. In *Volk ohne Raum* wird Erckert als paradetypischer Offizier und heroische Vorzeigefigur stilisiert; Kopper hingegen als ehrloser und hinterhältiger Viehdieb und Mörder. Nach der vernichtenden Niederlage von Koppers Truppen scheint sich Cornelius Friebotts Schicksal doch noch zum Guten zu wenden. Gleich in dreifacher Weise ist er nun in der als prosperierend dargestellten deutschen Kolonie wirtschaftlich erfolgreich: als Teilhaber eines aufstrebenden Bauunternehmens, als Farmbesitzer gemeinsam mit seinem Verwandten Georg und als Miteigentümer von Schürfrechten gemeinsam mit einem ehemaligen Kameraden der Schutztruppe namens Rosch. Im Zuge des Ersten Weltkriegs gerät aber auch Deutsch-Südwestafrika unter britische Herrschaft, wodurch die deutschen Siedler einer Vielzahl von Schikanen ausgesetzt werden. Noch während der Krieg in Europa tobt, erschießt Cornelius einen einheimischen Viehdieb. Die britische Besatzung, die bemüht ist, die Deutschen als unfähige und grausame Kolonialherren darzustellen, veranstaltet einen Schauprozess und verurteilt Cornelius wegen Mordes. Diesem gelingt aber nach mehrmonatiger Inhaftierung die Flucht in das portugiesisch kontrollierte Angola. Von dort aus gelang er schließlich nach Deutschland zurück, das inzwischen den Krieg verloren hat. Hier heiratet er die Tochter seiner bereits verstorbenen Jugendliebe und beginnt als

Wanderredner durch Deutschland zu ziehen. Er versucht dabei, seine Landsleute davon zu überzeugen, dass alles politische und soziale Übel daraus resultiere, dass Deutschland zu wenig Raum habe und alle Deutschen geschlossen für die Wiedererlangung der Kolonien kämpfen müssen. Bei einem seiner Auftritte als Redner im Jahr 1923 wird er durch den Steinwurf eines Sozialisten getötet und hinterlässt seine junge Frau und einen Sohn.

Bemerkenswert ist, dass sich in der so ausführlich beschriebenen Lebensgeschichte des Cornelius Friebott, die durchaus in einigen Merkmalen an einen Entwicklungs- oder Bildungsroman gemahnt³⁶², kaum eine innere Entwicklung des Protagonisten ereignet. Episodenhaft wird das Leben dieses Bauernsohnes von den 1870ern bis zu seinem gewaltsamen Tod 1923 erzählt. „Fleiß [...] Genügsamkeit und [...] Ordnungsbedürfnis“ (VoR 643) sind die zentralen Eigenschaften, die er von seinem Vater vermittelt bekommt und über all die Stationen bis hin zu seinem Tod niemals ablegt. Nach Gerhart Mayer ist die Figur des Cornelius Friebott vielmehr eine Idealfigur, die die oben genannten Tugenden repräsentiert und in jeder Situation bedingungslos ausagiert, denn eine glaubwürdige literarische Repräsentation eines sich entwickelnden Menschenlebens.³⁶³ Uwe-K. Ketelsen deutet die Grimm'schen Figuren in ähnlicher Weise als „Illustrationen“³⁶⁴ zur Hintergrundidee des Romans, da sie „sich in ihrer Aufgabe erschöpfen, Allegorien für die Thesen des Autors zu sein“³⁶⁵. Die Hintergrundidee besteht im Wesentlichen darin, zu zeigen, dass sich die Deutschen durch akute Raumnot nicht ihren Potenzialen entsprechend entwickeln könnten. Für das Scheitern mehrerer deutscher Lebensläufe wird die ungleiche Verteilung des kolonialen Besitzes unter den ‚Völkern‘ Europas verantwortlich gemacht. Eine solche Perspektive ermöglicht es, die Protagonisten in *Volk ohne Raum*, allen voran die Männer, nicht als Beschreibungen zu verstehen, sondern als Konstruktionen, die mit ganz konkreten Bedeutungen aufgeladen sind, um Intentionen zu befördern. Im Folgenden soll nun der Versuch unternommen werden, die Grimm'schen Konstruktionen von ‚Männlichkeit‘ zu beleuchten und den Hintergründen ihrer Genese auf die Spur zu kommen.

³⁶² Vgl.: Heike Wolter: „*Volk ohne Raum*“. *Lebensraumvorstellungen im geopolitischen, literarischen und politischen Diskurs der Weimarer Republik. Eine Untersuchung auf der Basis von Fallstudien zu Leben und Werk Karl Haushofers, Hans Grimms und Adolf Hitlers*. Münster u.a.: LIT-Verlag 2003, S. 64. [Im Folgenden kurz: Wolter] und Gerhart Mayer: *Der deutsche Bildungsroman. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1992, S. 247. [Im Folgenden kurz: Mayer]

³⁶³ Vgl.: Mayer, S. 246.

³⁶⁴ Ketelsen 1994, S. 204.

³⁶⁵ Ebd. S. 206.

4.2 Männlichkeitsmythen und das Verlangen nach mehr Raum

Auf den ersten Seiten von *Volk ohne Raum* kommt es zu einer signifikanten Häufung des Nomens „Schicksal“. Grimm spricht von: „unser deutsches Schicksal“ (VoR 5), „unser gemeinsames deutsches Schicksal“ (VoR 10), „ein Schicksal tragen müssen“ (VoR 11) und „das Schicksal kommt einen langen Weg gegangen“ (VoR 28). Es entsteht der Eindruck, als wären all die Ereignisse und Begebenheit, von denen Grimm im Text berichtet, geradezu unausweichlich, als müssten sich alle Akteure mit der Situation zufrieden geben, „darein sie ihr Los zwang“ (VoR 10); um es mit Hans Grimms Worten zu sagen. Dieses Gefühl der Vorbestimmtheit und Unausweichlichkeit, das damit von Beginn an geweckt ist, wird durch stilistische Momente weiter verstärkt; so etwa bei der Beschreibung der landwirtschaftlichen Arbeitsteilung in der Heimat Cornelius Friebotts:

„[E]s bleibt da neben dem Kindergebären und Kinderwarten und Kochen und Nähen und Spinnen die ganze große, die ganze niemals fertige Kleinarbeit im Haus, im Stall und auf dem Felde für die Frau übrig.“ (VoR 16)

Grimm hätte hier genauso gut schreiben können: „...für die Frauen übrig“. Durch den Singular aber, in Verbindung mit dem bestimmten Artikel, werden alle Frauen aus Cornelius' Heimat zusammengefasst. Sie werden auf einen gemeinsamen Nenner gebracht, als wären die Verhältnisse für alle betreffenden Frauen ausnahmslos gleich und als wären die Frauen selbst alle gleich; als gäbe es von Natur aus nur einen Typus Frau, der sich ausnahmslos in ein und derselben Situation befände. Grimm legt diesen Stil auch seinen Romanfiguren in den Mund. Görge Friebott, Cornelius' Vater, stellt in einem Gespräch fest: „Zum Beispiel: der Bauer, wenn er von Geburt einer ist, und wer sonst zu Wald und Luft geboren ist, darf nicht in der Stube schaffen müssen, sonst verdirbt er durchaus!“ (VoR 144) Auch hier wird die Gruppe der Bauern durch die Verwendung im Singular und mit bestimmtem Artikel zu einem einzigen Wert zusammengefasst, wodurch der Anschein einer völlig homogenen unveränderlichen Bauernschaft erzeugt wird. Die stilistische Naturalisierung des Typus Bauer fällt hier noch dazu mit einer semantischen Naturalisierung zusammen. Die Bedürfnisse eines Bauern seien, Görge Friebott zufolge, geburtsbedingt, wodurch die Notwendigkeit einer Betätigungsmöglichkeit im Freien genetisch vorbedingt scheint. An andere Stelle heißt es:

"Der Deutsche hat selbst aufgehört auf seinem geringen Stück Erde Brot genug zu finden, seine neuen Fabriken allein helfen auch nicht, [...] der Deutsche muß der Verbündet jedes Volkes sein, das Freiheit wählt vor England!" (VoR 190)

Hier fungiert „der Deutsche“ als vereinheitlichender Nenner für alle Angehörigen eines ganzen Staates. Der Naturalisierungseffekt bleibt derselbe.

Grimm erweckt auf diese Weise den Anschein, als würden natürliche Gesetzmäßigkeiten, die unberührbar von geschichtlichen Entwicklungen in einem metaphysischen Raum schweben, die Möglichkeiten seiner Protagonisten abstecken. Die Grimm'schen Vorstellungen von ‚Männlichkeit‘ sind mit dieser Schreib- und Denkweise eng verstrickt. Heike Wolter bezeichnet Hans Grimm als „Produzenten unerfüllbarer Mythen“³⁶⁶ und bezieht sich damit auf den unrealistischen Lösungsansatz, der durch die Rückgewinnung von kolonialem Raum die Erlösung von allen deutschen Problemen verspricht. Dass „Mythen“ hier durchaus im Barthes'schen Sinn zu verstehen sind, wird im Folgenden zu zeigen sein, genauso, wie mythische Vorstellungen von ‚Männlichkeit‘, wie sie auch bei Frenssen manifest sind, unentrinnbar damit verbunden sind.

Vordergründig nimmt der Begriff des Raumes beziehungsweise die Forderung nach mehr Raum für die Deutschen den zentralen Ort in Grimms Roman ein und scheint alle Entwicklungen zu organisieren. Einen ersten Aufschluss darüber, wie sehr das zentrale Konzept des Raumes von der Grimm'schen Konzeption von ‚Männlichkeit‘ abhängig ist, gibt folgende Textstelle:

„Draußen [im weiten offenen Raum der Kolonie, Anmerkung des Verfassers] war Kraft, Tat und Erfolg bestimmend für das Ansehen des Mannes, und hinter Wesentlichkeit verschrumpften Amt und Würden; in der Heimat standen Ämter und Würden überheblich voran, und jeder schien so viel wert im Leben der Gemeinschaft als einer der Fürsten und Fürstenhöfe ihn anerkannte und seine kleine oder große Leistung beglaubigte.“ (VoR 1232)

‚Männlichkeit‘ und Raum stehen hier in einem direkt proportionalen Verhältnis zueinander. Ist ausreichend Raum vorhanden, kann ein Mann aus eigener Kraft zu Ansehen kommen. Ist der Raum zu eng, bleibt ein Mann stets von anderen Männern abhängig, um zu Ansehen zu kommen. Nach Uwe-K. Ketelsen ist Raum in diesem Text „ein bildhafter Ausdruck für die Chance, aus eigener Kraft tätig zu sein“³⁶⁷. Grimm zufolge sei ein deutscher Mann von Natur aus so beschaffen, dass er „Raum um sich und Sonne über sich und Freiheit in sich [brauche], um gut und schön zu werden“ (VoR 10). Sinnbild des freien Mannes, der sich aus eigener Kraft und in Unabhängigkeit von anderen sein Ansehen schafft ist bei Grimm der Bauer; seine Arbeit sei „Herrenwerk“ (VoR 19). In der Figur des Cornelius Friebott, einem Bauernsohn, scheinen sich diese Zusammenhänge zu bewahrheiten.

³⁶⁶ Wolter, S. 66.

³⁶⁷ Ketelsen 1994, S. 210.

„Er war ein großer Bursch geworden, mit einem langen, feinen Gesichte [...]. Er hielt auf sich und trug sich sehr gerade und seine Nägel waren trotz dem kräftigen Handwerke nie ausgefranst. Die Mädchen der Dörfer, die gleichaltrigen und die älteren, sahen ihm hinter den Fenstervorhängen und Türspalten, oder wann es sich sonst unbeachtet tun ließe, nach.“ (VoR 83)

Die niedersächsische Gegend, in der Cornelius auf dem Bauernhof seiner Eltern aufwächst, wird als naturnaher und idyllischer Landstrich dargestellt, der noch frei von Urbanisierung und Industrialisierung ist, die bei Grimm stets den Charakter des Bedrohlichen und Verderblichen haben (vgl.: VoR 97). Der davon unberührte Cornelius Friebott erscheint als Abbild von körperlicher und geistiger Gesundheit und wird darüber hinaus als attraktiver Mann wahrgenommen. In starkem Kontrast dazu steht Erich von Wenkheim, „der leise hinkte und eine so hohe Stimme und so unruhige Augen hatte“ (VoR 59), ein Junge, der in der Stadt aufgewachsen ist. Körperliche Versehrtheit, eine zu hohe und damit frauenhafte Stimme und Nervosität ergeben ein durchaus unmännliches Gesamtbild. Der Unterschied zu Cornelius ist, dass Erich in Kassel lebt und in der von Grimm so wörtlich aufgefassten Enge aufwachsen musste.

Ein anderes Schicksal in *Volk ohne Raum* macht den Zusammenhang von ‚Männlichkeit‘ und Raum auf eine noch drastischere Weise deutlich. Bartolt Wessel ist ein leidenschaftlicher Wilderer, der aber nicht aus Geldgier oder zur Nahrungsbeschaffung auf die Pirsch geht, „sondern seine Gänge auf Hirsch und Sau geschahen alle aus einer ererbten unbändigen Lust am Abenteuer und am männlichen Gebrauch der Ursinne“ (VoR 45). Er ist ein Abbild reiner „Kraftfülle“ und wird als „genau, ehrlich und ordentlich“ (VoR 45) beschrieben. Die „Ursinne“ weisen in eine vorgeschichtliche Vergangenheit zurück und lassen Bartolt Wessel als Abbild reiner männlicher Essenz erscheinen, die noch ungetrübt von allen zivilisatorischen Ansprüchen ist. Dieser ‚Ur-Männlichkeit‘ verlangt es mehr nach Raum als allem anderen; nur wo sie ausreichend Raum vorfindet, kann sie positive Wirkung zeitigen:

„Er [Bartolt Wessel, Anmerkung des Verfassers] gehörte zu den Menschen, die vorne sein müßten, wo der Rand der Menschheit sich in ein Neuland verschiebt, und die dort mächtig nützlich sind, für die aber im Haufen, wo eng bei eng steht, kein Platz ist.“ (VoR 45)

Grimm beschreibt hier einen kolonisatorischen Vorgang, wenn er vom „Rand der Menschheit“ spricht, der „sich in ein Neuland verschiebt“. Es ist jener Prozess in dem sich die europäische Zivilisation über von ihr noch unberührte Gebiete ausbreitet. Afrika wurde von Grimm als leerer Raum gedacht, der nur darauf warte, von den Europäern in Besitz genommen zu werden, wie Elke Wolter erläutert, und wird dadurch zur Negation des als

überfüllt empfundenen deutschen Raumes stilisiert.³⁶⁸ Uwe-K. Ketelsen zufolge fungiert Afrika bei Grimm als ein Möglichkeitsraum, der einen Mann zu dem werden lassen kann, was er eigentlich sein sollte.³⁶⁹ Genau an dieser Linie, die die Zivilisation, Enge, Industrie und Lohnarbeit hinter sich weiß und den noch unvermessenen leeren Raum, der noch alle Möglichkeiten bietet, vor sich, könne die urtümlichste Form von ‚Männlichkeit‘ der Menschheit von großem Nutzen sein. Bartolt Wessel gelangt jedoch nie bis an diese Linie. Bei einer nächtlichen Pirsch erschießt er versehentlich seinen Helfer und wird zu einer langen Gefängnisstrafe verurteilt. In der Enge der Zelle hat der von urtümlicher ‚Männlichkeit‘ durchdrungene Bartolt Wessel keine Überlebenschance. Hier, wo sich der zur Verfügung stehende Raum auf das kleinstmögliche Maß zusammengezogen hat, stirbt er nach kurzer Zeit.

Bei Grimm scheint Raum zunächst erforderlich, um überhaupt männliche Eigenschaften entwickeln zu können, wie am Beispiel von Cornelius Friebott und Erich von Wenkheim zu sehen ist. Ist ‚Männlichkeit‘ schließlich voll entwickelt, wie bei Bartolt Wessel, bedarf sie umso mehr Raumes, ja sogar des leeren Raumes, um an der eigenen „Kraftfülle“ nicht zugrunde zu gehen. ‚Männlichkeit‘ und das Verlangen nach Raum sind ursächlich miteinander verknüpft. Grimm lässt keinen Zweifel daran, dass er diesen Zusammenhang nicht als Ursache einer politischen oder sozialen Situation versteht, sondern als metaphysisches Moment. Mit sakralem Unterton sagt er:

„[...] vielleicht ist es nur Drang nach Raum und Sonne, danach die Deutschen den langen Weg von den Teutonen an über die Hohenstufen herlaufen. Vielleicht müssen immer wieder ein paar Deutsche Raum und Sonne erfahren, damit die Verkündigung niemals aufhört.“ (VoR 509)

Rationalität, Historizität und auch Intentionalität werden hier, was die Verbindung zwischen ‚Männlichkeit‘ und dem Verlangen nach Raum betrifft, ganz klar verneint.

Grimm bewegt sich damit im Bereich des Mythischen; was sich auch mithilfe der semiologischen Mythoskonzeption von Roland Barthes nachzeichnen lässt. Nach Barthes stellt der Mythos, wie oben bereits gezeigt, eine „Metasprache“³⁷⁰ dar, die eine andere Bedeutung hervorbringt, als Sprache auf der primären oder anders ausgedrückt, der wörtlichen Ebene; er lässt Historisches im Gewand natürlicher Gesetzmäßigkeit erscheinen. Betrachten wir zunächst ‚Männlichkeit‘ auch bei Grimm als semiologisches Zeichen, dessen Bedeutung durch die Verbindung eines Signifikanten und eines Signifikats entsteht. Im Falle

³⁶⁸ Vgl.: Wolter, S. 64.

³⁶⁹ Vgl.: Ketelsen 1994, S. 213.

³⁷⁰ Barthes, S. 259.

des jungen Cornelius Friebott würden wir von einem Menschen erfahren, der einen gesunden Körperbau besitzt, sehr ordentlich ist und ob seines guten Aussehens viele potenzielle Verehrerinnen hat. Bei Bartholt Wessel würde sich die Geschichte eines notorischen Wilderers entspinnen, der letztlich von seiner Leidenschaft in den Untergang getrieben wird. Etwa so könnten jene beiden Beispiele von ‚Männlichkeit‘ dargestellt werden, wenn sie nach Barthes als „Sinn“³⁷¹ gelten. Betrachten wir sie jedoch als „Form“³⁷², die im mythischen System als Signifikant fungiert und bringen den Grimm’schen Begriff des Raumes als Signifikat hinzu, so ergibt sich schlagartig eine andere Bedeutung. Barthes sagt über den Begriff: „Der Begriff entspricht genau einer Funktion; was ihn definiert, ist eine Tendenz.“³⁷³ Eben das trifft in *Volk ohne Raum* zu. Hier kommt dem Begriff Raum in aller Deutlichkeit die Funktion eines Desiderats zu, die Tendenz ist eindeutig: Deutschland braucht mehr Raum. Barthes sagt weiter:

„Mit dem Auftrag versehen, einen intentionalen Begriff zu «transportieren», trifft der Mythos in der Sprache nur auf Verrat, denn die Sprache löscht den Begriff aus, wenn sie ihn verbirgt, und demaskiert ihn, wenn sie ihn ausspricht.“³⁷⁴

Der einzige Ausweg aus diesem Dilemma ist, so Barthes, dass der Mythos Geschichte in Natur verwandelt. Dadurch bleibt die Intention für den Rezipienten lesbar, aber „erstarrt jedoch sofort zu etwas Natürlichem; [sie] wird nicht als Motiv sondern als Ursache gelesen“³⁷⁵. Bei Grimm erscheint dadurch ‚Männlichkeit‘ nicht als Konstrukt, das erst erschaffen und dann benutzt wird, um koloniale Ansprüche nachträglich zu rechtfertigen. ‚Männlichkeit‘ in ihrer imaginierten vorgeschichtlichen Form, tritt an die erste Stelle und gibt sich als metaphysische Kraft aus, die ihr Recht zu jeder Zeit verlangt. Der Drang nach Raum und nach „Gebrauch der Ursinne“ erscheint als natürlicher Impetus, der jedem Mann innewohnt, einfach weil er ein Mann ist und nicht weil er politische oder anders motivierte Intentionen hegt. Diese Zusammenhänge bedenkend, wird auch eine Begebenheit in der Geschichte des Cornelius Friebott verständlich, die auf den ersten Blick verstört. Cornelius hat durch Glück und Zufall Carlotta Prinsloo, eine wohlhabende Witwe, die im Oranje Freistaat eine große Farm leitet, kennengelernt. Der junge Deutsche hat zunächst nur auf der Suche nach Arbeit in ihrem Betrieb als Handwerker angeheuert. Nach kurzer Zeit entwickeln die beiden Gefühle füreinander und leben schon bald wie ein Ehepaar. Der Erzähler lässt keinen Zweifel darüber aufkommen, dass es für Cornelius und Carlotta eine glückliche Zeit

³⁷¹ Barthes, S. 261.

³⁷² Ebda.

³⁷³ Ebda, S. 265.

³⁷⁴ Ebda, S. 277.

³⁷⁵ Ebda, S. 278.

ist und auch im wirtschaftlichen Bereich erlebt die Farm einen Aufschwung. Cornelius hat an dieser Stelle alles erreicht, was er bislang ersehnt hatte. Er ist nun „Freiherr des eigenen Armes“ (VoR 16) und nicht von Lohnarbeit abhängig. Er hat „Raum um sich und Sonne über sich und Freiheit in sich“ (VoR 10) und eine fleißige junge Frau, die er liebt. Auch als Krieg zwischen dem Transvaal und dem englischen Imperium ausbricht, scheint das Glück nicht bedroht zu sein, zumindest nicht durch äußere Umstände. Der Oranje Freistaat schickt seiner Schwesterrepublik zwar Hilfstruppen zur Unterstützung, aber alle, die keine eingetragenen Staatsbürger sind, sind von der Einberufung befreit. Dennoch bricht Cornelius auf und meldet sich freiwillig zu den Hilfstruppen und überlässt Carlotta und die Farm sich selbst. Dieser Entschluss scheint zunächst völlig unmotiviert. Eine traumartige Sequenz, als Cornelius bereits bei der Truppe ist, lässt schließlich hinter die Ursachen des seltsamen Entschlusses blicken. In Gedanken sagt der Enteilende zu Carlotta: „Mädchen, was willst du nur? Ich habe dich doch lieb, aber ich bin ein Mann, und die Mannsgeschäfte gehen über das Haus hinaus!“ (VoR 452) Erinnern wir uns an die metaphysische Kraft, von der jeder Mann erfüllt ist, nur weil er ein Mann ist; die unabhängig von lebensweltlichen Umständen wirkt. Cornelius sagt, er sei ein Mann und deshalb seien ihm Dinge auferlegt, die über das Haus, er meint hier die alltäglichen Arbeiten und Pflichten rund um Farm und Familie, hinausgehen würden und handelt danach. Betrachtet man die näheren Umstände der britischen Aggression gegen den Transvaal, stellt sich heraus, dass es um Raum geht. Die unabhängige Burenrepublik ist im Besitz des Raumes, den das britische Empire annectieren möchte. Die kriegerische Auseinandersetzung ist eine Auseinandersetzung des Raumes. Im Grimm'schen Verständnis kann es daher nur folgerichtig sein, wenn sich der Vorzeigemann Cornelius Friebott aktiv in den Kampf um den Raum einschaltet. Es ist für ihn vollkommen natürlich, er braucht nicht weiter zu argumentieren, als dass er ein Mann sei, denn das allein ist hier die grundlegende Ursache seines Handelns. Er agiert den Grimm'schen Mythos von ‚Männlichkeit‘ und Raum aus.

4.3 Die Verbindung von Männlichkeitsmythen und ‚Volk‘

Hans Grimm stellt vor sein 1300 Seiten umfassendes Opus Magnum eine knappe, nur zwei Sätze umfassende Widmung:

„Diese deutsche Erzählung ist, so meine ich, eine politische Erzählung und läßt also unser deutsches Schicksal sehen, wie es Schulen und Parteien freilich nicht lehren, weil sie es weder können noch wollen. Wem dürfte ich dann das Buch anders zuschreiben als meinen toten Eltern, und meiner Mutter zumeist, und meinen zwei Kindern, voran meinem jungen Sohne, zwischen denen ich Glied bin in der Kette und durch die ich zu meinem Volke gehöre.“ (VoR 5)

Gleich zu Beginn, im ersten Satz, wendet sich Grimm gegen die Lehren von Schulen und Parteien, die seiner Ansicht nach nicht in der Lage wären, vom „deutsche[n] Schicksal“ (VoR 5) in angemessener Weise zu erzählen. Im zweiten Satz, der wie eine unscheinbare Widmung anhebt, sind bereits Denkmuster und Argumentationslinien angedeutet, die den umfangreichen Text grundlegend strukturieren und einen ersten Blick freigeben auf das Grimm'sche Verständnis des „deutsche[n] Schicksal[s]“ (VoR 5). Die „deutsche Erzählung“ (VoR 5) ist sowohl den Vorfahren, als auch den Nachkommen gewidmet; dazwischen reiht sich Grimm selbst als „Glied [...] in der Kette“ (VoR 5) ein. Dieses genealogische Selbstverständnis durchzieht den ganzen Text und wird leicht variiert immer wieder zum Ausdruck gebracht. Schon der junge Tischlerlehrling Cornelius Friebott stellt in einer traumartigen Sequenz fest, „daß einer für sich mit seinen Eigensorgen sehr wenig gilt in der langen Kette, sondern daß fortwährend freie und aufrechte Männer einander ablösen, das scheint die Hauptsache...“ (VoR 88). Grimm entwirft das Bild einer Ahnenkette, deren Glieder „freie und aufrechte Männer“ (VoR 88) sind, wobei die Bedeutung des einzelnen Mannes zugunsten der Ahnenkette in den Hintergrund tritt beziehungsweise von der Bedeutung der Ahnenkette abhängig ist. Auf den letzten Seiten des ersten der vier Bücher, aus denen sich *Volk ohne Raum* zusammensetzt, wird dieses genealogische Weltverständnis wieder aufgegriffen und nochmals deutlicher akzentuiert. Unmittelbar nachdem Cornelius aus dem Gefängnis in Bochum entlassen worden ist, erhält er Besuch von seinem Vater Görge. Es ist bezeichnenderweise jener Punkt im Handlungsverlauf, an dem sich Vater und Sohn zum letzten Mal begegnen. Beide sehen nach den verhängnisvollen Ereignissen im Kohlebergwerk und der darauffolgenden Inhaftierung keinen anderen Ausweg für Cornelius, als dass dieser nach Südafrika auswandert. Görge erzählt zunächst, wie es ihm und seiner Frau Anne Friebott während der Abwesenheit des Sohnes ergangen ist, um letztlich, in eine andere Tonlage

verfallend, eine Art Übergabe der Verantwortlichkeit der Ahnenkette gegenüber an den Sohn zu inszenieren:

"Im übrigen" - er sprach es demütiger und leiser - "bin ich nicht mehr als ein Glied in einer langen Kette, und du mußt urteilen, denn du bist das nächste Glied, ob ich meinen Dienst geleistet habe. Was Schicksal war, sollst du mir heute und später gutschreiben. Jedoch das hoffe ich, daß du denken und weitergeben kannst, der mein Vater war, hat selbst nichts verdorben." (VoR 332)

Nachdem Görge von den aktuellen Verhältnissen am heimatlichen Hof berichtet hat, also Rechenschaft über den Stand seiner bisherigen Leistungen abgelegt hat, verleiht er den folgenden Worten dadurch, dass er „demütiger und leiser“ (VoR 332) spricht, eine besondere Wichtigkeit. Auch Görge stellt sich nun „als Glied in einer langen Kette“ (VoR 332) dar, in der auf ihn sein Sohn Cornelius folgt. An diesem sei es nun, zu beurteilen, ob der Vater seinen „Dienst geleistet“ (VoR 332), sich also der Ahnenkette würdig erwiesen und für diese „nichts verdorben“ (VoR 332) habe. Demzufolge steht bei Grimm jeder Mann in der Verantwortung, nicht nur für seine eigene begrenzte Lebensspanne, sondern ebenso für die gesamte Ahnenkette, deren Geschicke und Ansehen er mitbestimmt. Zusätzlich wird in *Volk ohne Raum* diese patrilineare Kette auch in körperlicher Weise in ihrer fundamentalsten Form gezeigt. Görge Friebott ist das einzige Kind seines Vaters und hat selbst wiederum einen Sohn als einziges Kind. Cornelius' Sohn bleibt ebenfalls Einzelkind. So folgt Glied auf Glied, Mann auf Mann, ohne Verästelung oder Unterbrechung durch eine Frau als Stammeshalterin. Diese idealisierte patrilineare Ahnenkette scheint von besonderer Bedeutung zu sein. Immer wieder weist Grimm auf die Herkunft seines Protagonisten hin. „Cornelius Friebott war beides, einfach durch die gegenwärtigen Verhältnisse, aber schwierig vielfach vom langen Wege eines alten, sinnenden Geschlechts.“ (VoR 276) Unmissverständlich wird dem Leser klar gemacht, dass Cornelius mehr sei, als nur ein einfacher Bauernsohn und dieses Mehr sei durch die Abstammung von einem „alten sinnenden Geschlecht[...]“ (VoR 276) begründet. An anderer Stelle wird die Bedeutung der Herkunft noch eingehender spezifiziert:

"Und vielleicht horchten in jenem Augenblick die Geister eines alten Geschlechts in ihm [Cornelius Friebott, Anmerkung des Verfassers] auf, das zu seinen Zeiten geführt und Verantwortlichkeit gefühlt hatte, Geister, die wortlos und unnachdenklich durch die Zeiten und Geschlechterfolgen gespürt hatten, daß sie und ihr jeweiliger Träger zuerst und unbedingt aus sich standhalten mußten, damit das Geschlecht im Führungsrechte bleiben dürfe." (VoR 306)

Von einer Führungsrolle, wie sie die Vorfahren offensichtlich noch inne hatten, ist bei Cornelius Friebott keineswegs mehr zu sprechen. In seinen abwechselnden Rollen als Soldat, Handwerker oder Proletarier ist er stets einer unter Abertausenden. Auch wenn die materielle Realität dagegen spricht, so sei der Führungsanspruch seiner Ahnenkette aufrechterhalten

durch „die Geister eines alten Geschlechts“ (VoR 306), aber noch immer vorhanden. Der Führungsanspruch der Linie Cornelius Friebotts wird von Grimm nicht rational argumentiert, sondern bleibt stets eine mythische Beschwörung, die jedoch immer wieder aufgerufen und aktualisiert wird; so auch durch den Arzt Reinhart, der sich während der gemeinsamen Gefangenschaft auf St. Helena als Lehrer von Cornelius Friebott betätigt. In seinen Gedanken, die er über seinen Schüler und dessen Herkunft anstellt, spricht Reinhart vom "Geschlecht", das sich verzehrt, "weil es sich nicht mehr zu den Gebildeten seiner Zeit rechnen kann, weil es den Hunger hat und die Befähigung und die ererbte Gewohnheit und die ererbte Verpflichtung fühlt" (VoR 507).

Grimm weist gleich auf den ersten Seiten unmissverständlich darauf hin, dass er die Darstellung der Situation eines ‚Volkes‘ anhand der Geschichte eines Einzelnen vorhabe:

"Weil nun in dem Leben, das in diesem Buche geschildert wird, unser gemeinsames deutsches Schicksal sein Antlitz nackend zeigt, wie es ja zuweilen geschieht, daß die Geschichte eines einfachen Mannes zugleich das Geschick seines Volkes enthüllt,..." (VoR 10)

Der Begriff ‚Volk‘ nimmt in Grimms Text eine zentrale Position ein und wird mit unterschiedlichen Attributen, wie „deutsches Volk“ (VoR 181) oder „weißes Volk“ (VoR 501) oder auch als Teil von Komposita, wie „Protestantenvolk“ (VoR 180), „Fremdvolk“ (VoR 514) und „Volksgemeinschaft“ (VoR 1298) verwendet. Das Grimm’sche Verständnis von ‚Volk‘ speist sich vor allem aus rassistischen und sozialdarwinistischen Theorien des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts und ist von einem hierarchisierenden Impetus durchdrungen, was noch zu zeigen sein wird. Im Folgenden wird der Begriff ‚Volk‘ in jenen antiquierten Bedeutungszusammenhängen, im Sinne Hans Grimms, verwendet und jeweils mit einfachen Anführungszeichen gekennzeichnet.

Günter Hartung weist darauf hin, dass sich Grimm eine politische Erneuerung des ‚deutschen Volkes‘ von innen heraus, herbeigeführt durch Einzelpersonen, die sich durch ‚Herrentum‘ aus den Massen der Industriegesellschaft herausheben, erwarte.³⁷⁶ Um dieser Erwartung Ausdruck zu verleihen, gehe Grimm in *Volk ohne Raum* den umgekehrten Weg und versuche die Belange des ‚deutschen Volkes‘ durch die Lebensgeschichte eines deutschen Mannes darzustellen.³⁷⁷ Cornelius Friebott, der Nachkomme eines vielbeschworenen „alten Geschlechts“ (VoR 306), das jedoch seiner Führungsrolle verlustig geworden ist, stehe somit

³⁷⁶ Vgl.: Hartung, S. 142.

³⁷⁷ Vgl.: Ebda, S. 144.

exemplarisch für das Schicksal des ‚deutschen Volkes‘³⁷⁸; mit dem er über seine Ahnenkette verbunden ist. Die Ursachen für den Status quo in dem sich die Deutschen befänden versucht Grimm aus weit zurück liegenden Ereignissen herzuleiten: „Das Schicksal kommt einen langen Weg gegangen, die Geschichte jedes lebendigen deutschen Mannes beginnt in der Frankenzeit, und als die Sachsen an der Weser erlagen.“ (VoR 28) Vor der Niederlage gegen die Franken sei es bei den Sachsen, die hier als die eigentlichen Ahnen der Deutschen beschrieben werden, folgendermaßen gewesen:

„Dem gemeinfreien Manne, der auf Grund seiner Freiheit und Tüchtigkeit selbst ein königlicher Führer werden konnte, galt seine Unabhängigkeit als das Vornehmste. Was ihm werden konnte an vermehrtem Besitze wurde ihm durch die eigene Kraft zuteil. Über ihm stand im Gau nur die Versammlung der Freien, von einem Höheren war nichts zu erwarten, denn ein Höherer, der verwehren und gewähren konnte, war nicht da.“ (VoR 25)

Danach aber, durch die Herrschaft der Franken, sei das „Herrentume des freien Mannes“ (VoR 26) in Vergessenheit geraten und „die Deutschen wurden abhängig“ (VoR 27). Auch Cornelius Friebott muss vom heimatlichen Bauernhof fort, wo er, wenn die elterliche Wirtschaft nur größer gewesen wäre, selbst einmal „Schicksalsherr der eigenen Scholle und Freiherr des eigenen Armes“ (VoR 16) sein hätte können, und sein Glück in der Abhängigkeit der Lohnarbeit suchen. Grimm zufolge haben das ‚deutsche Volk‘ und die Ahnenkette Cornelius Friebotts in gleicher Weise Freiheit und Unabhängigkeit verloren.

Wie eng und unhintergebar miteinander verbunden die Begriffe ‚Volk‘ und Mann bei Grimm gedacht sind, lässt das apodiktische Postulat „[D]ie Geschichte jedes Mannes fängt bei seinem Volke an.“ (VoR 24) erahnen. Cornelius Friebott agiert diese enge Verbindung bis ins Letzte aus. So bringt er es nicht über sich, sich in Südafrika als Schweizer auszugeben, um an eine dringend benötigte Anstellung zu kommen. Obwohl er weiß, dass er seine Chancen auf Arbeit damit zunichte macht, beharrt er auf sein Deutschtum. (vgl. VoR 566) Schließlich sieht sich Cornelius Friebott dazu gezwungen, vom britischen Südafrika nach Deutsch-Südwestafrika auszuwandern, um in jeder Hinsicht als Deutscher unter Deutschen leben zu können. (vgl. VoR 995) Diese „Sehnsucht“ Cornelius Friebotts sei „die Sehnsucht eines Volkes“ (VoR 1277), nämlich des ‚deutschen Volkes‘. Der einzelne Mann wird auch ganz dezidiert in ein Abhängigkeitsverhältnis zu seinem ‚Volk‘ gesetzt. So merkt Cornelius Friebott, als er von den britischen Besatzern in Deutsch-Südwestafrika verhaftet wird, „daß einer außerhalb und vor Fremden genau so viel Achtung empfangt, als sein Volk und Land

³⁷⁸ Vgl.: Richter, S. 53. und Wolter, S. 66. und Ketelsen 1994, S. 204. und Mayer, S. 246.

und Staat Achtung zu verbreiten versteht“ (VoR 1094f). Demnach kann ein Mann immer nur so viel gelten, wie sich das ‚Volk‘, dem er angehört, Geltung zu verschaffen im Stande ist.

Der Begriff des ‚Volkes‘ ist bei Grimm nicht nur von grundlegender Bedeutung für das Individuum, er scheint auch auf der Zeitachse geradezu beliebig ausdehnbar zu sein. Cornelius stellt in einem Selbstgespräch die Frage: „Was ist aus uns geworden, seit die Franken uns aufzwingen, was ihnen aufgezwungen ward und was nicht aus uns stammt?“ (VoR 271) Er spricht hier in der ersten Person im Plural, obwohl er sich auf Ereignisse bezieht, die schon Jahrhunderte zurückliegen; strenggenommen müsste er selbst bei der Niederlage gegen die Franken dabei gewesen sein, um diesen Satz so formulieren zu dürfen. Es ist hier wiederum der Begriff des ‚Volkes‘, der die jahrhunderteüberspannende Klammer bildet und Cornelius Friebott, die ganze Kette seiner Ahnen inbegriffen, mit den Sachsen, die an der Weser gegen die Franken kämpften und unterlagen, zusammenfasst. Ein ‚Volk‘ scheint bei Grimm keinen Anfangs- und keinen Endpunkt zu haben. Dies bestätigt auch Elke Wolter, wenn sie den Begriff des ‚Volkes‘ bei Grimm als vorgeschichtlichen und mit der Intention zur Einigung aller Deutschen angewandten Bedeutungskomplex diagnostiziert.³⁷⁹ Nur ein über den historischen Verstrickungen stehendes Verständnis von ‚Volk‘ konnte Grimms Zwecken dienlich sein. Annette Günkel weist auf das kolonialrevanchistische Telos von *Volk ohne Raum* hin und zeigt, wie die 1919 entstandene Idee zu diesem Buch als Reaktion auf das Trauma der Niederlage im Ersten Weltkrieg und den Verlust aller deutschen Kolonien zu verstehen ist.³⁸⁰ Grimm sah sich als politischer Schriftsteller, der über den Umweg der Literatur möglichst alle Deutschen für die Rückgewinnung von Kolonien gewinnen wollte und bedurfte daher eines Wertes, der für alle, die er damit ansprechen wollte dieselbe fundamentale Bedeutung haben sollte.³⁸¹ Wie oben bereits angedeutet scheint Grimm in *Volk ohne Raum* seine Hoffnungen auf den Begriff des ‚Volkes‘ zu setzen, um eine Klammer für alle zu finden, die er zum kolonialrevanchistischen Zwecke agitieren möchte. Er nennt es „die oberste Majestät der Volksgemeinschaft“ (VoR 659) und stellt damit Assoziationen zu Vorstellungen von Gottgewolltheit und Enthobenheit aus historischen Zusammenhängen her. So wird der Bedeutungskomplex ‚Volk‘ in den Bereich des Mythos verschoben und naturalisiert. Um wieder mit Roland Barthes zu sprechen, werden hier „Natur und Geschichte

³⁷⁹ Vgl.: Wolter, S. 47.

³⁸⁰ Vgl.: Annette Günkel: Instrumentalisierte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg: Hans Grimms „Volk ohne Raum“. In: Helmut Berding u.a. (Hg.): *Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. und 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 96.

³⁸¹ Vgl.: Ebda, S. 96f.

miteinander vertauscht“³⁸². Grimm stellt den Begriff des ‚Volkes‘ als vermeintlich „oberste Majestät“ (VoR 659) beziehungsweise als obersten Wert so dar, als würde dieser nicht aus einer spezifischen historischen Situation heraus konstruiert worden sein, sondern als sei er eine natürliche Verbindung zwischen allen Deutschen, die zu jeder Zeit, ganz unabhängig von geschichtlichen Ereignissen, bestehen würde. So kann auch Cornelius Friebott von sich und den Sachsen, die an der Weser gegen die Franken kämpften, in der ersten Person im Plural sprechen; gleichzeitig schreibt er sich damit selbst in den mythischen Zusammenhang des Grimm’schen Volks-Begriffs ein.

Was hat dieser Mythos vom ‚deutschen Volk‘, wie er in *Volk ohne Raum* beschworen wird, nun konkret mit ‚Männlichkeit‘ zu tun? Hans Grimm sagt über sich selbst, er möchte „ein deutscher Schriftsteller sein [...] der also sein Volk so zu spiegeln vermöchte, daß es bei Herkunft und Hingang, bei Gemeinsamkeit und Ziel sich erkenne und liebe und erhöhe.“ (VoR 1234) Er möchte folglich, dass sich jeder Einzelne als zugehörig zum Mythos des ‚deutschen Volkes‘, wie er ihn konstruiert, erkenne und somit das bereitgestellte Identifikationsangebot annehme. Es ist dieses Identifikationsangebot, das bei Grimm die Brücke zur ‚Männlichkeit‘ schlägt. *Volk ohne Raum* ist in der Zeit zwischen 1919 und 1926 entstanden, einem Zeitraum dem Gabor Puztai eine latente Identifikationskrise für die Untertanen des ehemaligen Deutschen Reichs unterstellt.³⁸³ Das patriarchalisch organisierte Reich war zusammengebrochen und der oberste männliche Potentat, der Kaiser, abgesetzt und entmachtet. Vom Offizier über den Kleinbürger bis hin zum einfachen Tagelöhner war das Deutsche Reich für jeden Mann als kollektives Sinnbild von Kraft, Disziplin und Macht zur Identifikation bereitgestanden. Welch geringen sozialen Status auch ein jeder Mann haben mochte, als Bürger des Deutschen Reiches durfte er sich an dessen Herrlichkeit teilhaftig fühlen. Diese Möglichkeit war mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg und dem Vertrag von Versailles zunichte gemacht worden und Vorstellungen von ‚deutscher Männlichkeit‘ begannen am Mangel an Identifikationsmöglichkeiten zu leiden.³⁸⁴ Gabor Puztai führt weiter aus: „Das erklärt auch, warum in den Werken [der deutschsprachigen Kolonialliteratur, Anmerkung des Verfassers] ein Übermaß von Klischees, Stereotypen und die starke Akzentuierung der Opposition zwischen Fremdem und Eigenem vorhanden sind.“³⁸⁵ *Volk ohne Raum* ist in dieser Hinsicht geradezu beispielhaft. Vor allem was den Volk-Begriff betrifft, arbeitet Grimm massiv mit Klischees und Stereotypen. So werden etwa die beiden

³⁸² Barthes, S. 11.

³⁸³ Vgl.: Puztai, S. 41.

³⁸⁴ Vgl.: Ebda, S. 41f.

³⁸⁵ Ebda, S. 41.

Deutschen Cornelius Friebott und Martin Wessel als derart fleißige und effiziente Handwerker dargestellt, dass die anderen Handwerker der Firma, die allesamt Australier sind, beim Inhaber die Entlassung der beiden erpressen, weil ihre eigene Arbeitsgeschwindigkeit im Vergleich dazu viel zu langsam erscheint. (vgl.: VoR 556f) Von einem anderen Unternehmer wiederum werden Cornelius Friebott und Martin Wessel gerade deswegen eingestellt, weil dieser zu wissen vermeint, dass deutsche Handwerksarbeit die beste Handwerksarbeit ist. (vgl.: VoR 544) Die dunkelhäutigen Einwohner Südafrikas werden als krasser Gegensatz zu den fleißigen Deutschen, ebenfalls klischeehaft, beschrieben. Hier „lungerten ein paar schwarze und braune Burschen herum“ (VoR 341), dort haben „die Schwarzen [...] ihr eigenes Arbeitsmaß“ (VoR 410), das sich besonders durch Trägheit auszeichnet und die heroisch verklärte Figur des Hauptmanns Erckert weiß von den autochthonen Bewohnern Deutsch-Südwestafrikas zu berichten: „Ein paar Jahrhunderte sind die häßlichen braunen Kerle vor der Arbeit hergelaufen“ (VoR 698). Bei den wenigen Juden, die im Text auftreten und die Grimm ebenfalls als ein ‚Volk‘ begreift, verwendet er zur Beschreibung ausschließlich deprivierende Stereotype. So wird etwa ein Anwalt als „kleiner jüdischer, hämischer Mann“ bezeichnet, der „im unangenehmen Tone einer hohen, überschrieenen Stimme“ (VoR 325) spricht. Ein anderer Jude namens Max Karfunkelstein tritt in verschiedenen Episoden in den unterschiedlichsten Rollen auf; einmal als Quacksalber (vgl.: VoR 392ff), einmal als Spion in Diensten der Engländer (vgl.: VoR 501f) und ein anderes Mal als zwielichtiger Diamantenhändler (vgl.: VoR 844ff). Dabei bewegt sich Karfunkelstein stets in einer Grauzone zwischen Legalität und Illegalität, zwischen Anständigkeit und Hinterlist. Die einzelnen ‚Völker‘, wie Grimm sie versteht und in *Volk ohne Raum* vorführt, sind durch die Stereotype und Klischees, die er in der Beschreibung der Charaktere zum Einsatz bringt, unverkennbar deutlich unterscheidbar. Gerade diese unübersehbaren Differenzen, die zwischen dem eigenen Deutschen und dem fremden Afrikanischen oder Jüdischen aufgespannt werden, eröffnen die Möglichkeit zur Identitätskonstitution, wie mit Andrea Polaschegg oben bereits gezeigt wurde.³⁸⁶ Cornelius Friebott entbehrt all die negativen Eigenschaften, die Angehörigen anderer ‚Völker‘ anhaften und zieht durch diese Differenzen eine Grenze um seine eigene Identität, die erst dadurch Form gewinnt. Die ‚Anderen‘, die Australier, die autochthonen Afrikaner und die Juden sind alles, was Cornelius Friebott nicht ist; sie arbeiten langsam, sind faul und weibisch und bewegen sich in zwielichtigen Bereichen. Die Negativschablone dieser Beispiele ergibt in *Volk ohne Raum* ein deutsches Männlichkeitsideal, das Cornelius Friebott verkörpert. Er

³⁸⁶ Vgl.: Polaschegg, S. 43.

stellt, mit Andrea Polaschegg gesprochen, „auf einer Achse mit den Endpunkten ‚das Eigene‘ und das ‚Andere‘“³⁸⁷ den positiven Extrempunkt dar, der als ‚das Eigene‘, das ‚typisch Deutsche‘ beschrieben wird. Diese Achse der Differenzen ist nach Polaschegg jener Ort, an dem kulturelle Identität konstruiert wird.³⁸⁸ Die stereotypische Figur des Cornelius Friebott, in seiner überdeutlichen Abgrenzung zu den Stereotypen anderer ‚Völker‘, kann als Antwort auf die von Gabor Puztai analysierte Identifikationskrise für die Untertanen des ehemaligen Deutschen Reichs nach dem Ersten Weltkrieg gelesen werden.³⁸⁹

Grimm zieht also die identitätsstiftenden Grenzen entlang seines als vorgeschichtlich beschworenen mythischen Volks-Begriffs, was kein Zufall zu sein scheint. Denn wenn auch das Kaiserreich, das jeweils einen geschichtlich festzumachenden Anfangs- und Endpunkt besitzt, untergegangen ist, so bleibt die Grimm'sche unhistorische Idee vom ‚Volk‘ davon unberührt. Jeder Deutsche ist über die Kette seiner Ahnen mit dem ‚deutschen Volk‘ verbunden, ganz unabhängig davon, ob gerade ein Reich existiert, das dieses angemessen repräsentiert. In jener identifikatorischen Leerstelle, die durch den Untergang des Kaiserreiches entstanden ist, bringt Grimm seine mythische Idee vom ‚Volk‘ in Stellung, die aufgrund ihrer vorgeschichtlichen Beschaffenheit für alle Deutschen eine Identität bereithält, die gegen die Demütigungen immun ist, die der deutsche Staat in der geschichtlichen Wirklichkeit erfahren musste. An den außerordentlichen Qualitäten, für die der Mythos des ‚deutschen Volkes‘ bürgt, wird in *Volk ohne Raum* kein Zweifel gelassen. Es sei „das zahlreichste und tüchtigste und leistungsfähigste weiße Volk der Erde“ (VoR 1073). Auch als während des Ersten Weltkrieges die Deutschen in Deutsch-Südwestafrika ihren Kampf gegen die britischen Truppen bereits verloren hatten und nun unter englischer Oberherrschaft lebten, dürfen sie sich bei Grimm noch immer sicher sein „das reinlichste und anständigste und ehrlichste und tüchtigste und fleißigste Volk der Erde“ (VoR 1110) zu sein. Der Volk-Begriff steht weiterhin außerhalb der geschichtlichen Verwicklungen und jedem Deutschen zur Identifikation und damit zur Selbsterhöhung zur Verfügung.

Am ersten Zusammentreffen zwischen Cornelius Friebott und Max Karfunkelstein ist deutlich zu erkennen, wie diese Dynamik von Differenz, Identifikation und Selbsterhöhung bei Grimm funktioniert. Cornelius Friebott zieht in Südafrika als Handwerker von einer Stadt zur nächsten, um Arbeit zu suchen. Während eines solchen Fußmarsches begegnet er einem Mann, der mit zwei Pferdewagen und mehreren Angestellten als Arzneimittelhändler und

³⁸⁷ Polaschegg, S. 43.

³⁸⁸ Ebda, S. 41ff.

³⁸⁹ Vgl.: Puztai, S. 41.

Betreiber eines fahrenden Unterhaltungsetablissemments ebenfalls auf dem Weg zur nächsten Stadt ist. Noch bevor sich die beiden kennenlernen können, sind Cornelius Friebotts erste Gedanken, als er von dem Fremden angesprochen wird: „Was will er? Was willst du Judenjunge?“ (VoR 392). Offensichtlich ist die optische Differenz zwischen den beiden derart beschaffen, dass Cornelius sein Gegenüber sofort als Juden zu erkennen vermeint. Außerdem verweigert er dem Anderen, zumindest in Gedanken, die Höflichkeitsform in der Anrede und bezeichnet ihn darüber hinaus als „Judenjungen“ (VoR 392, Hervorhebung durch den Verfasser). Wie kommt aber Cornelius Friebott, selbst der Sohn eines Kleinbauern, arbeits- und mittellos und erst seit Kurzem in Südafrika, dazu, einen Mann, der für ihn als Leiter eines Unternehmens zu erkennen und noch dazu älter ist, ‚Männlichkeit‘ abzusprechen und als Jungen zu bezeichnen? Cornelius Friebott erkennt beim ersten Anblick eine Differenz und zieht zwischen ihm und seinem Gegenüber die Grenze zwischen Eigenem und Fremdem. Er identifiziert sich mit dem ‚deutschen Volk‘, den anderen ordnet er dem ‚jüdischen Volk‘ zu. Da sich Cornelius Friebott, obwohl er sich ganz augenscheinlich auf einer niedrigeren sozialen Stufe befindet als der Fremde, sicher ist, einem hierarchisch höher stehenden ‚Volk‘ anzugehören, beansprucht er automatisch für sich einen höheren Stellenwert, was sich in der Verweigerung der Anerkennung des Anderen als Mann äußert. In gleicher Weise werden die dunkelhäutigen Einheimischen der Kolonien nicht als Männer anerkannt. So wird ein persönlicher Bediensteter des Hauptmanns Erckert als „Bursche“ (VoR 697) bezeichnet. An anderer Stelle berichtet Rosch, ein ehemaliger Kriegskamerad und Freund Cornelius‘ von einer Expedition und einem gefährlichen Landemanöver, bei dem er dabei war: "Da machten zwei Norweger und ich und zwei Krujungen, ja, wir drei Mann und die zwei Schwarzen, den ersten Versuch zu landen." (VoR 852) Rosch setzt hier zweierlei identifikatorische Differenzen was die ‚Volkszugehörigkeit‘ betrifft. Er deklariert zwar alle vier Begleiter als Fremde, als unterscheidbar von ihm selbst, stuft diese aber hierarchisch ab. Den beiden Norwegern erkennt er den Status von ‚Männlichkeit‘ zu, so wie ihm selbst natürlich auch. Die beiden Kru jedoch werden als Jungen bezeichnet und dadurch von den Männern deutlich abgegrenzt. Durch die Negativbeispiele jener depravierten ‚Männlichkeiten‘ gewinnt Cornelius als Idealbild eines deutschen Mannes erst Kontur. Er ist das, was die anderen nicht sind, ein richtiger vollwertiger Mann, kraft seiner Verbindung mit einer mythisch aufgeladenen Idee eines ‚Volkes‘.

Nach Andrea Polaschegg werden kulturelle Unterscheidungen nicht nur auf einer Achse der Differenzen getroffen, sondern auch „auf einer Achse mit den Endpunkten ‚das Vertraute‘

und ‚das Fremde‘ [die] nach Maßgabe der DISTANZ [!]“³⁹⁰ operiert. Auf dieser Achse werden Distanzen zwischen Kulturen ermessen und geben je nach ihrer Ausdehnung Auskunft über die Möglichkeiten des Verstehens. Bemerkenswert sei hier, laut Polaschegg, dass kulturelle Gruppen oder Ethnien, die sich selbst als ‚hierarchisch höherwertig‘ begreifen, andere Gruppen oder Ethnien, denen sie ‚Minderwertigkeit‘ unterstellen, als fremd und erklärungsbedürftig empfinden, während sie sich selbst als Norm beziehungsweise Status der Selbstverständlichkeit begreifen. In *Volk ohne Raum* kommt diese Haltung durch die Aussagen des Hauptmanns Erckert zum Ausdruck, der Cornelius Friebott die vermeintlichen Gründe für den Krieg der Deutschen gegen die Hottentotten unter Simon Kopper erläutert:

„Die Braunen nannten sich selber Koikoin, das heißt Menschen der Menschen, und dachten vielleicht, sie kämen für sich am Arbeiten vorbei. Als sie südwärts bis an das Kap gelangten, traten ihnen bald die ersten Weißen entgegen und nannten die noch gutmütigen braunen Windhunde mit der zirpenden Sprache und die schmalen Weiber mit den höckerigen Gesäßen Hottentotten. Von Süden kam das Volk stoßweise über den Oranje zurück, alle Folgenden verbastert vom Weißen, mit dessen Krankheiten und Lastern zu ihren eigenen, mit dessen Kleiderlumpen, mit Pferd und Pulver, sogar mit dessen Sprache und dessen Glaubenslehren und immer noch mit den syrischen Fettschwanzschafen, die sie als Kost mittrieben durch die Jahrhunderte, und noch immer ohne Arbeitslust. Und hier jagten sie und lebten sie vom Viehdiebstahle, sie raubten erst von den Klippkaffern, dann von den Hereros und dann voneinander und waren nebenbei Christen... [...] Ja und die Kopperleute, das sind nun die letzten, denen es um ihre Freiheit geht, Vieh zu stehlen; denn um anderes geht es bei ihnen nicht mehr.“ (VoR 698)

Den autochthonen Bewohnern Südwestafrikas, die mehrheitlich nomadisch und von ihren Viehherden lebten, war von den deutschen Eindringlingen durch Verdrängung von Weidegründen und Abpressung von Vieh systematisch ihre Lebensgrundlage entzogen worden, sodass sie sich zu bewaffnetem Aufstand und Viehdiebstahl gezwungen sahen.³⁹¹ In *Volk ohne Raum* jedoch werden die Ursachen für die kriegerischen Auseinandersetzungen in den fremdartigen Lebensgewohnheiten der Hottentotten gesucht. Die genuin räuberische Lebensweise und der Unwille, ehrliche Arbeit zu leisten, werden als Grundübel ‚der Anderen‘ hervorgehoben. Polaschegg weist auf „ein systematisches Verhältnis zwischen Fremdheitserfahrung und Macht“³⁹² hin. Jene, die den Anspruch stellen, Macht über andere auszuüben, empfinden auch das Bedürfnis, das fremde ‚Anderer‘ zu erklären.³⁹³ Bezeichnenderweise erklärt in *Volk ohne Raum* jener Mann die als fremd charakterisierten Hottentotten unter Simon Kopper, die er letztlich vernichten wird; dem Akt totaler und unwiderruflicher Machtausübung geht die Setzung einer Distanz voraus. Erckert erklärt dabei

³⁹⁰ Polaschegg, S. 43.

³⁹¹ Vgl.: Gründer, S. 116ff. und Stoecker, S. 48.

³⁹² Polaschegg, S. 56.

³⁹³ Vgl.: Ebda, S. 54ff.

nicht nur die vermeintliche Lebensweise seiner Feinde, er erklärt sie damit auch für ‚minderwertig‘ und letzten Endes kommt dies einer Todeserklärung gleich. Die Möglichkeiten des Verständnisses für die vorgeblich räuberische und arbeitsscheue Lebensweise der Hottentotten werden hier aus deutscher Sicht verneint und ähnlich wie in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* zur Apologie eines Genozids in Stellung gebracht.

4.4 Rassistische Grenzziehungen und die Wertigkeit von ‚Völkern‘

Zwischen der Erstveröffentlichung von Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* und Hans Grimms *Volk ohne Raum* liegen 20 Jahre, ein Weltkrieg und die völlige Degradierung des Deutschen Reichs als Kolonialmacht. Die historischen Bedingungen für das Verfassen eines Kolonialromans aus deutscher Perspektive haben sich damit grundlegend verändert. Die Rechtfertigungsstrategien des Herrschaftsanspruchs ‚deutscher Männlichkeit‘ im kolonialen Raum sind jedoch ungebrochen. Bei Frenssen basiert der Anspruch auf die Führungsrolle des ‚deutschen Volkes‘ auf der Konstruktion eines vermeintlichen natürlichen ‚Rassenunterschiedes‘ gegenüber den autochthonen Afrikanern. Nichts konnte schädlicher sein, als Vermischung. Denn dadurch wird die Differenz abgebaut; der scheinbar natürliche Unterschied löst sich auf und der Herrschaftsanspruch verliert seine Basis. Peter Moor entzieht sich durch eine rassenhygienisch motivierte Grundhaltung. Nicht zuletzt ist Peter Moor in ein Unternehmen verwickelt, den Vernichtungsfeldzug gegen die Herero, das auf absolute ‚Rassenhygiene‘ hinausläuft. Ist die Gruppe der Anderen gänzlich vernichtet, ist die Gefahr jeglicher Vermischung gebannt.

In *Volk ohne Raum* verhält sich Cornelius Friebott genau wie Peter Moor. Als Cornelius Friebott davon erfährt, dass sein Kamerad bei der Schutztruppe, Rosch, eine einheimische Frau geheiratet hat und mit dieser seit Jahren zusammenlebt, zeigt er sich sofort davon angewidert.

"Cornelius Friebott wurde durch das Gerücht von der farbigen Ehefrau zuerst abgestoßen. Wer viele Jahre in Südafrika gelebt hat in den mehr entwickelten Verhältnissen, weiß nicht nur, sondern lernt auch glauben aus festem Gefühle, daß die Rassen, die weiße und die farbige, sich nicht vermischen dürfen, wenn die weiße Rasse dauern soll in der geistigen Herrschaft und mit ihrem kleinen aber unersetzlichen menschlichen Gute an Heiterkeit, Sachlichkeit und Mystik." (VoR 714f)

Wie schon Peter Moor erachtet Cornelius Friebott, der selbst „aus unverdorbenem Blute“ (VoR 83) ist, die Aufrechterhaltung des ‚Rassenunterschieds‘ als unabdingbar für den

Fortbestand des kolonialen Herrschaftsanspruchs und exekutiert damit auf literarischer Ebene die Vorgaben einer staatlich propagierten „biopolitischen Strategie“³⁹⁴. Kann die Differenz aufgrund von zu starker Vermischung nicht mehr eindeutig gesetzt werden, verliert der ‚deutsche Mann‘ seinen Anspruch auf Überlegenheit, kraft der Zugehörigkeit zu einer als überlegen gedachten ‚Rasse‘. Dadurch wird Weiblichkeit, in ähnlicher Weise wie bei Frenssen, stets mit Vorstellungen von Reinlichkeit und Gesundheit in Verbindung gebracht; zumindest bei europäischen Frauen. Immerhin ist es dem herrschenden Mann allein nicht möglich, die ‚Reinhaltung seiner Rasse‘ über die Generationen hinweg zu gewährleisten. So wird etwa Ilsabeth Rödden, eine Jugendfreundin Cornelius‘, folgendermaßen beschrieben:

„[D]och war sie gewiß ein hübsches, gesundes Mädchen; sie nützte Seife und Bürste gehörig, sie schwitzte nicht und schnaufte nicht beim Tanzen; sie hatte keinen niederen Spann, und bei fliegenden Röcken zeigten sich ihre Beine nicht als plump und schwer, sondern als wohlgeformt und gerade.“ (VoR 114)

Als Ilsabeth Rödden später Cornelius Friebott und Martin Wessel in die Kolonie nachfolgt, sieht sie ihre erste Aufgabe in der neuen Umgebung bezeichnenderweise in der Herstellung der aus ihrer Sicht notwendigen Reinlichkeit:

"Und also beginnt Ilsabeths Leben in der Goldstadt in Südafrika damit, daß sie mit Klopfer, mit Petroleum, mit Seife, mit Wasser, mit Insektenpulver und Schabengift und Besen einen guten Kampf führt gegen Ungezieferscharen." (VoR 599f)

Gerade in der Kolonie, an jenem Ort, an dem die Vermischung mit anderen ‚Rassen‘ ungleich drohender ist, als in der wesentlich homogeneren Gesellschaft innerhalb Deutschlands, ist die erste aktive Handlung einer deutschen Vorzeigefrau, für Reinlichkeit zu sorgen.

So gut die Abgrenzung gegenüber afrikanischen Ethnien für Deutsche wie Cornelius Friebott funktionieren mag, so scheint sie bei den Franzosen missraten zu sein. In *Volk ohne Raum* wird den Franzosen der Status, ein ‚weißes Volk‘ zu sein, aberkannt, da sich diese bereits mit anderen ‚Rassen‘ zu sehr vermischt hätten. Es wird zunächst von einer „unbegreiflichen englischen Verächtlichkeit“ (VoR 501) erzählt. Gemeint sind damit die demütigenden Bedingungen denen die deutschen und burischen Gefangenen aus dem Burenkrieg in den englischen Lagern ausgesetzt sind:

„daß nämlich die Gefangenen in Schmutz und Würdelosigkeit hineingezogen und tief eingetaucht wurden (was anderswo auch geschah), und daß über die in Schmutz Gestoßenen und im Schmutz gehaltenen die Wärter und auch das Weibsvolk der Wärter und Wächter sich überhoben, als über eine

³⁹⁴ Ute Gerhard: „Volk ohne Raum“ – ein literarischer Siedlungsmotus und seine prekäre Funktionalität für einen Vernichtungskrieg. In: Peter Conrady (Hg.): *Faschismus in Texten und Medien: Gestern – Heute – Morgen?* Oberhausen: Athena 2004, S. 73.

von Hause aus schmutzige und verwahrloste Gemeinschaft (was nirgendwo anders je geschah und geschieht als bei den Franzosen, und die sind doch schon lange kein weißes Volk mehr).“ (VoR 501)

Das Bemerkenswerte ist hier nicht, dass die Gefangennahme durch die Engländer und die schlechten Bedingungen in der Gefangenschaft als widerwärtiger Affront dargestellt werden, vielmehr ist es die Verschiebung in der Hierarchie der ‚Rassen‘. „Die Wärter und auch das Weibsvolk der Wärter und Wächter“ (VoR 501) sind autochthone Afrikaner und Afrikanerinnen. Wenn sich diese als hierarchisch ‚höherwertig‘ gebärden können, büßt die scheinbar natürliche, ja geradezu metaphysische ‚Rassengrenze‘ ihre Gültigkeit ein. Wie sehr Hans Grimm den Unterschied zwischen Weißen und Schwarzen aus den geschichtlichen Zusammenhängen heraustranszendiert, lässt eine andere Stelle erahnen, an der von weißen Frauen und Kindern gesprochen wird, die als Gefangene in englischen Lagern ums Leben gekommen sind:

„[D]ie Frauen und Kinder waren weiß; und das bleibt immer noch eine andere Angelegenheit als Hereros und Hottentotten, und bleibt ganz sicher nicht weniger eine andere Angelegenheit vor Gott als vor uns Menschen!“ (VoR 605)

Grimm bringt hier die Hereros und Hottentotten ins Spiel, jene beiden ethnischen Gruppen, die von den Deutschen in Vernichtungsfeldzügen beinahe ausgerottet wurden. Diese Genozide bewertet er ganz anders als den Tod von Weißen in englischer Gefangenschaft. Grimm bringt zur Untermauerung dieser Wertung sogar eine göttlich-metaphysische Instanz ins Spiel, um anzuzeigen, dass es sich dabei nicht nur um eine rein historisch motivierte Aussage handelt. Die Verletzung der Grenze zwischen Weißen und Schwarzen wird in *Volk ohne Raum* als Sakrileg interpretiert; wer dieses begeht, verschiebt damit sein eigenes ‚Volk‘ in der ‚Rangordnung der Völker‘ unweigerlich nach unten.

Auffällig ist, dass Grimm eine klare Unterscheidung zwischen den Begriffen ‚Volk‘ und ‚Rasse‘ trifft. Wenn er von ‚Rassen‘ spricht, bezieht er sich auf „die weiße und die farbige“ (VoR 714), bei ‚Völkern‘ hingegen spricht er in aller Regel von Nationalitäten, wie etwa Franzosen (vgl.: VoR 501), Engländern (vgl.: VoR 180) oder Deutschen (vgl.: VoR. 181). Demnach fungiert ‚Rasse‘ als Oberbegriff, der unter sich eine Vielzahl von ‚Völkern‘ versammeln kann. Im Gegensatz zu Frenssen legt Grimm nicht nur Wert auf eine möglichst eindeutige und natürlich erscheinende Grenze zwischen den ‚Rassen‘, sondern ist auch um eine klare Ausdifferenzierung der europäischen ‚Völker‘ bemüht, die ja alle unter der weißen ‚Rasse‘ subsummiert werden. Besonders deutlich wird dies, als neben Deutschen und Engländern auch Portugiesen, als Vertreter eines europäischen ‚Volkes‘, in das Geschehen eingreifen. So werden etwa die Portugiesen als krasses Gegenbeispiel zum deutschen Ideal

von Ordnungsbedürfnis und Fleiß, das Cornelius Friebott verkörpert, dargestellt. Die Beschreibung eines ehemals deutschen Schiffs, das nun unter portugiesischer Flagge fährt, da es nach dem Ersten Weltkrieg als Kriegsbeute an Portugal fiel, macht dies besonders deutlich.

„Als die Barkasse längsseits lag, war überall am Schiffe die Verwahrlosung zu erkennen; am Grau des Rumpfes und am Weiß des Oberbaus fehlten große Farbstücke, statt dessen starrten die roten Rostwunden hervor. Das Messing und Kupfer der Bullaugen und Fenster war völlig blind.“ (VoR 1187)

Darüber hinaus wurde „das schmierige Deck [...] während der ganzen Fahrt von Loanda bis Lissabon [...] nicht ein einziges Mal mit Sand und Seife gescheuert, in allen Ecken lag gehäufte Schmutz“ (VoR 1188). Bezeichnenderweise werden die Portugiesen, auch was ihre militärischen Fähigkeiten und Eigenschaften anbelangt, mit den Franzosen in Verbindung gebracht. Als Cornelius aus englischer Gefangenschaft entkommen war, wird er im portugiesisch kontrollierten Angola erneut festgenommen und von einem Trupp portugiesischer Soldaten, inklusive Bläser, abgeführt. "Die Trompeter bliesen, als hätten sie es bei den Franzosen gelernt, es war wie wenn Hähne fortwährend einander zu überschreien trachteten wegen irgendeiner Hühnerhofheldentat." (VoR 1177) Franzosen und Portugiesen hatten zu diesem Zeitpunkt bereits, als Verbündete von Großbritannien, den Ersten Weltkrieg gewonnen. Für diesen Sieg erhalten sie bei Grimm jedoch keine Anerkennung, ihre militärischen Leistungen werden nicht als „Tat“, die „bestimmend ist für das Ansehen des Mannes“ (VoR 1232), gewertet. Der Sieg im Weltkrieg wird nicht als ehrenhafte männliche Leistung anerkannt, obwohl die Weltmacht Deutschland besiegt wurde; er wird sogar als „Hühnerhofheldentat“ lächerlich gemacht. Auf der anderen Seite gereicht für die Deutschen die Teilnahme an einem Feldzug gegen eine Gruppe aufständischer Afrikaner, um ‚Männlichkeit‘ unter Beweis zu stellen oder sogar den verlorenen Status einer ehrenhaften ‚Männlichkeit‘ wieder zu erlangen. Eine weitere Nebenfigur in *Volk ohne Raum*, die den Lebenswegs Cornelius Friebotts kreuzt, ist ein Mann namens Bernhard. Diesem ist wegen unehrenhaften Verhaltens im Deutschen Reich die Offizierswürde aberkannt worden. Er nimmt nur deshalb am Feldzug gegen die Hottentotten teil, um seine Ehre wiederherzustellen. Er wird schließlich schwer verwundet und stirbt. Seine letzten Worte werden dem Leser überliefert: „Ich bin jetzt wieder Offizier.“ (VoR 740) Die Möglichkeit, anerkannte ‚Männlichkeit‘ zu erlangen und zu leben scheint in *Volk ohne Raum* wie eine Demarkationslinie die weißen ‚Völker‘ voneinander zu trennen. Eine solche Schreibweise korrespondiert mit der politischen Situation während der Entstehungszeit des Romans. Die deutschen Kolonien, die den Raum versprachen, nach dem es den mythischen Konstruktionen deutscher ‚Männlichkeit‘ so bitter verlangte, waren nicht durch aufständische Einheimische

verloren gegangen, sondern durch andere europäische ‚Völker‘; durch andere ‚weiße Völker‘. Umso notwendiger schien es, den deutschen Männlichkeitsmythos im europäischen Kontext auf eine Stufe allein für sich zu heben, sodass der Herrschaftsanspruch über die verlorenen Kolonien auch den anderen ‚weißen Völkern‘ gegenüber aufrecht erhalten werden konnte.

Birgit Tautz hat anhand von Hans Grimms Novelle „Dina“ nachgewiesen, wie „whiteness“ und „masculinity“³⁹⁵ als verborgene textstrukturierende Elemente fungieren. Sie zeichnet in ihrer Arbeit nach, wie ‚Männlichkeit‘ durch die Abgrenzung vom negativen Anderen erzeugt wird. Die weiße ‚Rasse‘ repräsentiert dabei die unmarkierte Norm, der alles andere untergeordnet wird. Dabei steht die optische und physische Wahrnehmung im Vordergrund, die eine einwandfreie Zuordnung als gleich oder anders ermöglichen soll.³⁹⁶ „Dina“, 1913 erschienen, repräsentiert in dieser Hinsicht noch die deutsche Perspektive vor dem Ersten Weltkrieg. Die unmarkierte Norm konnte noch die gesamte ‚weiße Rasse‘ umfassen und brauchte sich nur von anderen ‚Rassen‘ abzugrenzen, ganz ähnlich wie bei Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest*. Die deutsche Nachkriegsperspektive, wie sie von Grimm in *Volk ohne Raum* dargestellt wird, kann sich dies nicht mehr leisten. Die Differenzen, die zur Konstitution ‚deutscher Männlichkeit‘ gesetzt werden, müssen, wie oben gezeigt, auch relativ zu den Engländern, Franzosen und Portugiesen gesetzt werden. Die ‚weiße Rasse‘ erhält dadurch in sich eine Reihe von Markierungen, die letztlich wieder eine Hierarchie ergeben. In *Volk ohne Raum* erscheinen die Differenzen zwischen ‚weißen Völkern‘ zwar etwas undramatischer wie zwischen der ‚weißen und schwarzen Rasse‘, aber um nichts weniger naturalisiert. Wie sehr die Zugehörigkeit zu einem bestimmten ‚weißen Volk‘ einem Mann eingeschrieben ist, zeigt eine Szene, in der die optische und physische Wahrnehmung Cornelius‘ Friebotts einen Täuschungsversuch sofort zu durchschauen vermag. Es ist jene Situation während des Ersten Weltkrieges, in der die deutschen Truppen in Südwestafrika verzweifelte Rückzugsgefechte gegen das britische Militär führen. Cornelius befindet sich auf der Farm seines Neffen, als er bemerkt, dass sich eine Gruppe von Reitern in deutschen Uniformen nähert.

„...da kamen die Reiter im kurzen Galopp heran, sie ritten auf solche Weise, daß er umzingelt wurde. An der Art des Anreitens merkte er, daß es deutsche Truppe nicht sei, noch bevor er Worte hörte und bevor Gewehre gegen ihn gehoben wurden und noch bevor er die Maskerade richtig begriff.“ (VoR 1049f)

³⁹⁵ Birgit Tautz: White Masculinity at the Turn of Two Centuries: The Narrative Enactment of an Ideal in Karoline Fischer’s “William der Neger” (1817) and Hans Grimm’s “Dina” (1913). In: A Journal of German Studies 44, 1. Februar 2008, S. 21.

³⁹⁶ Vgl.: Ebda, S. 23.

Zweierlei Dinge sind hier bemerkenswert. Cornelius Friebott erkennt bereits aus der Entfernung, dass Reiter, die deutsche Uniformen tragen, gar keine deutschen Soldaten sind; allein an der Art des Reitens. Außerdem erkennt er den Schwindel, noch bevor er begreift, also rational nachvollziehen kann, dass die Männer verkleidet sind. Die Erkenntnis scheint unweigerlich und augenblicklich aus ihm herauszukommen, ohne dass rationales Wissen notwendig wäre oder Überlegungen angestellt werden müssten. Die Reiter, die sich anschließend tatsächlich als britische Soldaten zu erkennen geben, hatten demnach nie eine Chance, mit ihrer „Maskerade“ Erfolg zu haben. Der Graben, den Grimm zwischen Briten und Deutschen imaginiert, ist zu fundamental, zu unumstößlich, als dass er durch Verkleidungen überdeckt werden könnte; die Natur der Reiter ist in „der Art des Anreitens“ sofort hervorgebrochen.

Den vorangehenden Überlegungen zufolge, ergibt sich in *Volk ohne Raum* eine besondere Dynamik aus dem Zusammenhang von ‚Rasse‘, ‚Volk‘ und ‚Männlichkeit‘. Zieht ein Mann, als Angehöriger der ‚weißen Rasse‘ eine klare Grenze zwischen sich und den Vertretern anderer ‚Rassen‘, so wirkt dies fördernd für seinen Status als Mann und stellt ihn in der Hierarchie innerhalb der ‚weißen Völker‘ über die anderen ‚weißen Völker‘. Cornelius Friebott verweigert strikt jede Vermischung mit den Einheimischen und nimmt sogar an einem Vernichtungsfeldzug gegen diese teil. Die Franzosen hingegen hätten sich bereits so sehr mit anderen ‚Rassen‘ vermischt, dass sie „schon lange kein weißes Volk mehr“ (VoR 501) seien; weshalb sie auch nicht als gleichwertige Männer akzeptiert werden, obwohl sie sich im Ersten Weltkrieg gegen die Deutschen durchgesetzt haben. Der Grad an Intensität, mit dem sich ein Mann gegenüber Vertretern von anderen ‚Rassen‘ abgrenzt, gibt bei Grimm letztlich über die Wertigkeit von ‚Männlichkeit‘ Auskunft. Diese Hierarchie wird dann beinahe bruchlos auf die Rangordnung der europäischen Kolonialmächte, die als ‚Völker‘ verstanden werden, übertragen.

An dieser Stelle sei abschließend nochmals auf Klaus Theweleits *Männerphantasien* hingewiesen, in denen er unter anderem der Genese faschistischer Vorstellungen von Männlichkeit auf den Grund zu gehen versucht. Dazu untersucht er insbesondere die Literatur der deutschen Freikorps. Ähnlich wie diese Soldaten, die das für Deutschland verhängnisvolle Ende des Krieges nicht hinnehmen wollen und eine Weiterführung des Kampfes auf innenpolitischer Ebene betreiben, kehrt Cornelius Friebott am Ende von *Volk ohne Raum* nach Deutschland zurück und führt seinen Kampf für kolonialen Raum im Inneren Deutschlands als Wanderprediger fort. (vgl.: VoR 1252ff) Es lassen sich weitere Verbindungen zwischen

dem Helden aus *Volk ohne Raum* und den von Theweleit analysierten Ichs aus den Erzählungen der Freikorpssoldaten herstellen. Cornelius Friebott gelangt zur Einsicht, dass die breite Masse für die notwendigen Belange der Nation nicht auf demokratischem Wege zu gewinnen sei: „Keine Masse kann das vertragen. Sondern, wenn es geht, geht es nur umgekehrt. Wer helfen will, muß bezwingen.“ (VoR 964) Der Freikorpssoldat fürchtet die Masse und trachtet danach, sie zu beherrschen und wenn es nicht anders geht, sie mit Gewalt zu vernichten.³⁹⁷ Bei Theweleit vermittelt die Wahrnehmung von räumlicher Leere dem faschistischen Mann das Gefühl von Ganzheit; er fühlt sich im offenen weiten Raum vor seinen eigenen Ängsten am Sichersten.³⁹⁸ Cornelius fühlt sich von der „wahrhaftigen Freiheit des afrikanischen Landes, und die heißt nichts anderes als mächtige Fülle des Raumes“ (VoR 260) wie magisch angezogen. Die Freiheit des afrikanischen Landes wird in *Volk ohne Raum* auch in dem Sinne interpretiert, dass der ganze koloniale Raum den Deutschen frei zur Verfügung stehe. Das Land wird von den Grimm'schen Protagonisten als leer empfunden. Die Interessen der autochthonen Bewohner werden nicht akzeptiert beziehungsweise noch nicht einmal wahrgenommen.³⁹⁹ Dementsprechend stellt die Abschachtung der letzten in Südwestafrika verbliebenen Hottentotten im sogenannten Erckert-Feldzug kein moralisches Problem für Cornelius Friebott dar; kann er sich doch, der ‚weißen Rasse‘ zugehörig, sicher sein, dass der unzivilisierte Feind „als Mensch weniger gilt“ (VoR 706). Für den Freikorpssoldaten stellt der Begriff der ‚Rasse‘ ein Bollwerk dar. Die Zugehörigkeit zu einer ‚Herrenrasse‘ schützt ihn vor der Auflösung in der Masse, die er stets mit fremden und ‚minderwertigen Rassen‘ in Verbindung bringt. Diese abzuschlachten empfindet er nicht als barbarisch, da das Ausmerzen der unzureichend Zivilisierten für ihn ein zivilisatorischer Akt ist.⁴⁰⁰ Klaus Theweleit liest „Rassismus im Inneren des Landes als tödlichen Kampf gegen die ‚Fremdrasse‘ selbst“ als Entsprechung zum „Imperialismus nach außen“⁴⁰¹. Faschistischer Rassismus und kolonialer Imperialismus sind hier nur zwei Seiten eine Medaille wodurch die Männerphantasien der Freikorpsliteratur und die Männlichkeitsmythen der Kolonialliteratur ihre enge und unheilvolle Verwandtschaft offenbaren.

³⁹⁷ Vgl.: Theweleit, S. 8ff.

³⁹⁸ Vgl.: Ebda, S. 45ff.

³⁹⁹ Vgl.: Wolter, S. 64.

⁴⁰⁰ Vgl.: Theweleit, S. 78.

⁴⁰¹ Ebda, S. 80f.

5. Ernst Jüngers *Afrikanische Spiele*

5.1 Relativierungen

Der historische Hintergrund von Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* ist das zur Weltmacht aufstrebende Deutsche Reich, das von 1884 bis 1918 eine anerkannte Kolonialmacht darstellte. Hans Grimms *Volk ohne Raum* kann als literarische Verarbeitung der Niederlage im Ersten Weltkrieg und mehr noch des Verlustes aller Kolonien gelesen werden. Beiden Texten sind die Spuren jener Zeiten, in denen sie entstanden sind, tief eingegraben. Ernst Jüngers *Afrikanische Spiele*, erstmals 1936 publiziert, setzt sich ebenfalls aus deutscher Sicht mit einem kolonialen Setting auseinander, scheint aber kaum Bezug auf die eigene Entstehungszeit zu nehmen. Entstanden ist die Erzählung zwischen dem Sommer 1933 und dem 29. Februar 1936.⁴⁰² Jörg Wassink weist darauf hin, dass das Interesse der deutschen Führung im Dritten Reich an der Wiedererlangung von überseeischen Kolonien nur begrenzt war, aber der quantitative Umfang von Kolonialliteratur seine größte Ausdehnung erreichte; nicht zuletzt durch gezielte staatliche Förderungen.⁴⁰³ Jünger nimmt in *Afrikanische Spiele* keinerlei Bezug auf die politischen Entwicklungen der frühen 1930er Jahre, die für das Publizieren von Kolonialliteratur vorteilhafter denn je scheinen und geht zurück in die Zeit seiner Jugend. Er erzählt aus autobiographischem Blickwinkel über die Ereignisse, die dem sechzehnjährigen Herbert Berger, einem literarischen Alter Ego Jüngers, im November und Dezember des Jahres 1913 zustoßen. Jünger entfaltet in den *Afrikanischen Spielen* ein raffiniertes Spiel zweier ineinandergreifender Erzählpositionen, wie Wojciech Kunicki analysiert.⁴⁰⁴ Der Ich-Erzähler ist Herbert Berger, der im Jahr 1913 im Alter von 16 Jahren nach Afrika gereist ist und sich selbst aus einer nicht eindeutig definierten zeitlichen Distanz heraus an die Ereignisse von damals erinnert, diese erzählt und auch kommentiert. Dadurch schiebt sich eine zweite, eine Reflexionsebene in den Text ein, auf der die Abenteuer des jugendlichen Afrikafahrers reflektiert werden. Referenzpunkt für die Erzählung sind Jüngers

⁴⁰² Vgl.: Martin Meyer: *Ernst Jünger*. München und Wien. Carl Hanser 1990, S. 241. [Im Folgenden kurz: Meyer]

⁴⁰³ Vgl.: Wassink 2004, S. 134f.

⁴⁰⁴ Vgl.: Wojciech Kunicki: Ernst Jünger: Reisen zu sich selbst. Zwei Variationen zum gleichen Thema. 'Afrikanische Spiele' (1936) und 'Zwei Mal Halley' (1987). In: Eijiro Iwasaki (Hg.): *Begegnung mit dem "Fremden": Grenzen - Traditionen - Vergleiche; Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990*. München: Iudicium 1991, S. 253f.

eigene Erlebnisse. Dieser war als Sechzehnjähriger von zu Hause ausgerissen und hatte sich zur französischen Fremdenlegion gemeldet. Mit dieser gelangte er bis nach Nordafrika, bevor er durch die Bemühungen seines Vaters wieder zurück nach Deutschland zu seiner Familie geschickt wurde.⁴⁰⁵

Um das Spiel der beiden ineinandergreifenden Erzählpositionen in der Terminologie von Genette auflösen zu können, betrachten wir diese zunächst in den gesonderten analytischen Bereichen des Modus und der Stimme. Der dominante Modus in den *Afrikanischen Spielen* ist die interne Fokalisierung.⁴⁰⁶ Diese ist einerseits auf den jugendlichen Held der Erzählung konzentriert; wie etwa in jener Szene als sich Herbert von zu Hause aufmacht:

„Als ich endlich gerüstet auf der Schwelle stand, kam es mir so vor, als ob mein kleines Zimmer noch nie so gemütlich gewesen wäre. Es brannte zum ersten Male seit dem Winter Feuer im Ofen, und das Bett war weit zurückgeschlagen.“⁴⁰⁷

Andererseits gibt sie den Blick des aus einer zeitlichen Distanz heraus Erzählenden wieder, der den übermütigen Knaben Herbert erinnernd betrachtet: „Das Wort Urwald schloß für mich Leben ein, dessen Aussicht man mit sechzehn Jahren nicht zu widerstehen vermag.“ (AS 6f) In diesem Fall wird deutlich, dass ein älterer Mann über sein längst vergangenes sechzehnjähriges Ich spricht; seine Perspektive ist weiter gefasst. Mit Genette gesprochen:

„Die einzige Fokalisierung, die er [der Erzähler, der aus einer zeitlich versetzten Position über sich selbst berichtet, Anmerkung des Verfassers] zu respektieren hat, wird definiert durch seinen gegenwärtigen Informationsstand als Erzähler und nicht durch seinen vergangenen Informationsstand als Held.“⁴⁰⁸

Diese Differenz bezüglich des Informationsstands, die dem Bereich des Modus zuzuordnen ist, ist in den *Afrikanischen Spielen* nicht auf den Bereich der Stimme übertragbar. Die Erzählposition, die aus der zeitlichen Distanz heraus spricht, ist eine extradiegetische narrative Instanz, die über das jüngere Selbst berichtet, das kaum je als sechzehnjähriger Herbert Berger zu Wort kommt. Nichts desto trotz wechselt die Fokalisierung ständig zwischen der Perspektive des jungen Herbert Berger und des alten Herbert Berger, auch wenn die narrative Instanz dieselbe bleibt.⁴⁰⁹ Durch den Abstand der beiden Perspektiven gewinnt der Erzähler die Möglichkeit zur kritischen Distanz seinem früheren Ich gegenüber und kann

⁴⁰⁵ Vgl.: Meyer, S. 241 ff.

⁴⁰⁶ Vgl.: Genette, S. 134f.

⁴⁰⁷ Zitate aus *Afrikanische Spiele* sind allesamt aus folgender Ausgabe aus dem Ersterscheinungsjahr der Erzählung und werden im Text mit dem Kürzel AS gekennzeichnet: Ernst Jünger: *Afrikanische Spiele*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1936, hier S. 12.

⁴⁰⁸ Genette, S. 141.

⁴⁰⁹ Vgl.: Ebda, S. 163.

die Ansichten des jugendlichen Helden, der das kolonisierte Nordafrika bereist in ihrer Relativität zu seiner späteren Haltung darstellen.

Der junge Held der *Afrikanischen Spiele*, Herbert Berger, macht sich im November 1913 heimlich von zu Hause fort. Der Entschluss erwächst aus einem Überdruß an einem als allzu banal empfundenen alltäglichen Leben. Herbert möchte der Zivilisation und den geregelten Abläufen der bürgerlichen Welt entfliehen; „alles Dunkle und Unbekannte [übt] eine mächtige Anziehung“ (AS 6) auf ihn aus. Sentimentaler Fluchtpunkt seiner Sehnsüchte ist Afrika, wo er ein ganz anderes Leben vorzufinden vermeint, „ein Leben, das der Jagd, dem Raube und seltsamen Entdeckungen gewidmet ist.“ (AS 6f) Herbert übertritt noch ohne einen konkreten Plan die Grenze nach Frankreich. In Verdun meldet er sich zur Fremdenlegion, da ihm dies der schnellste und einfachste Weg scheint, um nach Afrika zu gelangen. Er wird in Erwartung der Verschiffung nach Algerien, nach Marseilles in eine Festungsanlage verlegt, wo er Doktor Goupil kennenlernt, der später Herberts Vater vom Aufenthaltsort seines Sohnes informieren wird. Im französisch besetzten Algerien angekommen, möchte Herbert der Fremdenlegion sofort entfliehen, um auf eigenen Wegen „das Dunkle und Unbekannte“ (AS 6) zu suchen. Aber ständige Bewachung und eine unerwartete Entschluslosigkeit hindern ihn daran. So wird Herbert zur militärischen Ausbildung auf einen Stützpunkt im Landesinneren verlegt, wo er sich zunächst einrichtet und neue Freundschaften mit Kameraden knüpft, dann aber mit einem dieser neuen Freunde einen Fluchtversuch aus der Garnison unternimmt. Nach nur einem Tag werden die beiden wieder aufgegriffen und in den Stützpunkt zurückgebracht, wo beide zur Bestrafung eine mehrtägige Kerkerhaft absitzen müssen. An diesem Punkt beginnt Herbert die Lust an seinem afrikanischen Abenteuer zu verlieren. Kurze Zeit später erhält er einen Brief von seinem Vater, der durch Doktor Goupil darüber informiert wurde, wo sich sein Sohn aufhält. Herberts Vater hat von Deutschland aus die Entlassung seines Sohnes aus der Fremdenlegion erwirkt und beordert diesen nun zu sich zurück. Herbert wird daraufhin offiziell entlassen und auf ein Schiff zurück nach Europa gebracht. Nach weniger als zwei Monaten ist das Abenteuer wieder vorbei.

Jüngers Erzählung hält sich im Gegensatz zu *Peter Moors Fahrt nach Südwest* und *Volk ohne Raum* nicht nur thematisch von den aktuellen Zeitgeschehnissen der Entstehungszeit fern, sie geht auch in mehrfacher Weise auf Distanz zu ihrem Inhalt. Martin Meyer bezeichnet dies als ein Nachdenken „aus der Distanz des Imperfekts“⁴¹⁰. Der Erzähler spricht aus der Position desjenigen, für den diese Ereignisse schon viele Jahre vergangen sind, über sein jüngeres

⁴¹⁰ Meyer, S. 242.

Selbst. Durch das Nachdenken in der Ich-Perspektive über den Sechzehnjährigen von 1913, wird unweigerlich eine Distanz zwischen dem Erzähler und dem Helden aufgespannt. Luca Crescenzi weist darauf hin, dass dieser Distanz ein reflexiver Impetus innewohnt:

„Indem auseinanderstrebende zeitliche und räumliche Dimensionen einander angenähert und auf der Erzählebene die Perspektive des Autors neben jene des Fremdenlegionärs, die Perspektive der «Zeit der Kindheit» neben jene der Reife gerückt werden, stellt die Erzählung als Ort der simultan erscheinenden Realität ständig ihr Verhältnis zur Wirklichkeit in Frage.“⁴¹¹

Schon mit den ersten beiden Sätzen der Erzählung weist Jünger selbst auf die Brüchigkeit seiner Auffassung von Wirklichkeit hin:

„Es ist ein wunderlicher Vorgang, wie die Phantasie gleich einem Fieber, dessen Keime von weither getrieben werden, von unserem Leben Besitz ergreift und sich immer tiefer und glühender in ihm einnistet. Endlich erscheint nur die Einbildung uns noch als das Wirkliche, und das Alltägliche als ein Traum, in dem wir uns mit Unlust bewegen wie ein Schauspieler, den seine Rolle verwirrt.“ (AS 5)

Dieser Zwiespalt ist es, der Herbert Berger zu seinem Ausbruchsversuch veranlasst. Die Verwirrung, die aus dem Verhältnis von Phantasie und Wirklichkeit hervorgeht und den Jünger'schen Protagonisten quält, ist jenes Moment, das die ganze Handlung erst in Gang bringt. Diese Aufspaltungen, einerseits zwischen Erzähler und Erzähltem und innerhalb des Bewusstseins Herbert Bergers selbst, sind für Luca Crescenzi der Schlüssel zum Verständnis der Erzählung. „Sie stellt sich selbst als eine Art experimenteller Ort dar [...]“⁴¹² Sie ist ein distanzierendes Nachdenken, das zwischen einer Ansammlung von Relativierungen einem Anspruch auf letztgültiger Wahrheit keinen Platz einräumt.⁴¹³ Wie eine Formel dafür behält Herbert folgenden Satz aus einem Brief Doktor Goupils: „Man erlebt alles, und man erlebt auch das Gegenteil.“ (AS 212)

Noch einen Schritt weiter geht Ulrich Prill. Er nimmt das Wort „Spiele“ im Titel der Erzählung wörtlich. Für ihn entpuppt sich die fiktionale Wirklichkeit in *Afrikanische Spiele* als Schauspiel, das selbst nicht mehr Anspruch auf Wahrheit hat als jede beliebige literarische Geschichte.⁴¹⁴ Bezeichnenderweise scheinen in Jüngers Text „alle großen Reiseberichte der Weltliteratur“⁴¹⁵ als ‚Palimpseste‘ durch. Remineszenzen an „Aladins Wunderlampe“ (vgl.: AS 10), „Henry Morton Stanleys Reise durch den dunklen Erdteil“ (vgl.: AS 12), „Don Quijote“ (vgl.: AS 21) und „Robinson Crusoe“ (vgl.: AS 96) durchziehen neben vielen

⁴¹¹ Luca Crescenzi: *Afrikanische Spiele* im Werk Ernst Jüngers. In: Günter Figal und Heimo Schwilk (Hg.): *Magie der Heiterkeit. Ernst Jünger zum Hundertsten*. Stuttgart: Klett-Cotta 1995, S. 179.

⁴¹² Ebda, S. 181.

⁴¹³ Vgl.: Ebda.

⁴¹⁴ Vgl.: Ulrich Prill: *„mir ward alles Spiel“ Ernst Jünger als homo ludens*. Würzburg: Königshausen und Neumann 2002, S. 56. [Im Folgenden kurz: Prill]

⁴¹⁵ Ebda, S. 55.

weiteren literarischen Anspielungen die Erzählung. Herbert Berger betrachtet die „Welt durch die Augen der Literatur“⁴¹⁶. Wie sehr die erzählte Realität bei Jünger mit anderen literarischen Realitäten verflochten ist, zeigt sich am Gespräch, das Herbert Berger und Doktor Goupil führen, als sie zum ersten Mal aufeinander treffen. Der gerade erst aus Verdun eingetroffene Herbert steht auf einer Zinne der Festung der Fremdenlegion in Marseilles und blickt auf den Hafen und das Meer hinaus, als er von Doktor Goupil angesprochen wird. Dieser beginnt die malerische Ansicht des Hafens zu rühmen, um gleich darauf auf eine kleine Insel vor der Bucht mit einer Festung darauf zu verweisen. Er weist die Befestigungsanlage als Château d’If aus. Herbert meint, er kenne die Anlage aus dem Roman *Der Graf von Monte Christo*. Daraufhin ruft Goupil aus: „Ah, ein homme de lettres“, (AS 89) und fährt fort: „Der Graf von Monte Christo ist natürlich eine erdichtete Figur. Immerhin zeigt man Ihnen da drüben sogar den unterirdischen Gang, den der Abbé Farina gegraben hat.“ (AS 90) Hier beginnt die erzählte Realität mit der explizit als literarisch markierten Realität des Romans von Alexandre Dumas ineinander zu fließen. Goupil berichtet von einem unterirdischen Gang, den eine erfundene Figur gegraben haben soll, der aber tatsächlich auf dem Château d’If hergezeigt wird. Demnach wird ein Stück explizit literarischer Realität, nämlich der Umstand, dass die Romanfigur Abbé Farina einen unterirdischen Gang gegraben hat, in die Realität, die Herbert Berger erlebt, transportiert, die uns aber in den *Afrikanischen Spielen* wiederum nur als literarische Realität entgegentritt. Die Grenzziehung zwischen den Erzählebenen verkompliziert sich und die Erzählung, die auf den ersten Blick eine autobiographische Darstellung ist, entblößt mehr und mehr ihre literarische Fiktionalität.⁴¹⁷ Doktor Goupil legt nach seinen Ausführungen zum Château d’If noch einmal nach, wenn er meint: „Dort weiter hinten sehen Sie übrigens noch eine literarische Insel – sie trägt das Fort Ratonneau.“ (AS 90) Er nennt das tatsächlich vorhandene Eiland eine literarische Insel, weil sie durch die literarische Geschichte vom *Tollen Invaliden auf dem Fort Ratonneau* auch eine zweite fiktionale Identität erhalten hat. Interessant ist sie hier aber für Doktor Goupil und Herbert Berger, den „homme de lettres“, lediglich auf der literarischen Ebene, über die reale Identität der Insel wird nicht gesprochen. Ulrich Prill bringt es auf den Punkt wenn er sagt: „Erst das durch die Literatur geadelte Stück Welt erhält Relevanz; die Welt an sich ist uninteressant.“⁴¹⁸

⁴¹⁶ Prill, S. 58.

⁴¹⁷ Vgl.: Volker Mergenthaler: *Völkerschau - Kannibalismus - Fremdenlegion. Zur Ästhetik der Transgression (1897 1936)*. Tübingen: Max Niemeyer 2005, S. 165. [Im Folgenden kurz: Mergenthaler 2005]

⁴¹⁸ Prill, S. 57.

Der Text entpuppt sich nach Ulrich Prill als „ludische Transformation der eigenen Biographie“⁴¹⁹. Die Ich-Erzählung, die sich durch die Kontextualisierung mit anderen literarischen Texten relativiert, stellt keinen Wahrheitsanspruch. Damit stehen die *Afrikanischen Spiele* im krassen Gegensatz zu *Peter Moors Fahrt nach Südwest* und *Volk ohne Raum*. Sowohl Gustav Frenssen als auch Hans Grimm verzichteten darauf, ihre Texte in ähnlicher Weise zu reflektieren, vielmehr fügen sie in ganz ähnlicher Weise an den Schluss ihrer Texte jeweils eine erzähltechnische Figur, um einen vermeintlichen Bericht-Charakter hervorzuheben. In *Peter Moors Fahrt nach Südwest* ist es ein Bekannter der Familie Moor, der von Peter, bei dessen Ankunft in Hamburg, über die Erlebnisse in Südwestafrika unterrichtet wird und dann ein Buch darüber schreibt. Frenssen weist sich zwar nicht explizit als der Bekannte der Familie Moor aus und klammert damit die Frage der Autorschaft aus, aber mit der Formulierung „Ihm habe ich alles, was ich gesehen und erlebt und was ich mir dabei gedacht habe, erzählt.“ (PM 210) erhält der Text unweigerlich den Anstrich des Protokollarischen. Hans Grimm geht noch einen Schritt weiter und führt eine Romanfigur namens Hans Grimm in *Volk ohne Raum* ein. An zwei Punkten der Geschichte begegnet er Cornelius Friebott und lässt sich schließlich, wie schon der Bekannte der Familie Moor, die Lebensgeschichte von Cornelius selbst erzählen, die er dann in Buchform niederschreibt. Grimm bestätigt sogar noch, dass sein Held in *Volk ohne Raum* tatsächlich den Namen trage, den auch das reale Vorbild trug. (vgl.: VoR 1285) Die Geschichte des Cornelius Friebott erscheint umso mehr im Gewand eines tatsächengetreuen Berichts, wenn Menschen aus dem Leben des Verfassers „in die Geschichte hineingehen“ (VoR 1285), wenn also vermeintliche Realität bloß in Literatur überführt wird.

Ernst Jünger nimmt eine wesentlich distanziertere und reflektiertere Position seinem Text gegenüber ein, als Gustav Frenssen und Hans Grimm. Im Nachwort zu den *Afrikanischen Spielen* sagt er:

„Ich nehme an, daß der Autor, der seine Bücher in den Auslagen der Buchhändler erblickt, ein wachsendes Gefühl der Befremdung empfinden muß; seine Veröffentlichung gleicht dem Wurf in einen Raum, der einer veränderten Physik untersteht.“ (AS 221)

Volker Mergenthaler bezeichnet diesen „Wurf in einen Raum, der einer veränderten Physik untersteht“ als „Über-setzen [Hervorhebung durch den Verfasser] der Erfahrungswirklichkeit

⁴¹⁹ Prill, S. 61.

in die poetische „Zone“ der Fiktionalität⁴²⁰, die in den *Afrikanischen Spielen* offen ausgestellt sei. Interessanterweise ist das Motiv des „Über-setzens“ sinnbildlich in der Geschichte des Herbert Berger angelegt und wird mythologisch hinterlegt. Herbert Berger, der in das „Dunkle und Unbekannte“ (AS 6), das er im Inneren Afrikas vermutet, vorstoßen möchte, hat unweigerlich eine Überfahrt vor sich. Dieses „Über-setzen“ von der Zivilisation in die vermeintliche Wildnis stellt sich als Fahrt in die Unterwelt heraus, wie Volker Mergenthaler ausführlich analysiert.⁴²¹ Zunächst, als Herbert in Verdun auf der Suche nach einem Rekrutierungsbüro der Fremdenlegion ist, taucht das Charon-Mythologem auf:

„In der Gasse floß ein trübes Rinnsal entlang und trieb die Köpfe welker Schnittblumen mit sich fort. Es mündete in ein Abflußrohr, das durch einen eisernen Rost verschlossen war. Hier blieb ich stehen und zog das Päckchen hervor, das ich in der goldenen Glocke vorbereitet hatte, und das, in einen Zwanzigmarkschein eingewickelt, ein kleines goldenes Zehnfrankenstück nebst einiger Scheidemünze enthielt. Es war so schmal, daß es sich mühelos zwischen zwei Stäben des Rostes hindurchschieben ließ. Nachdem die Opfergabe im schlammigen Abwasser verschwunden war, richtete ich mich auf, und mein erster Blick fiel auf einen wohlgenährten Polizisten, der als freundlicher Wächter zwischen den bunten Polstern der Astern und Dahlien stand. Er trug eine rote, goldbestickte Mütze und einen kurzen, schwarzen Radmantel, der ihm lässig nach hinten über die Schulter fiel.“ (AS 47)

Der Unterweltsfluss Acheron findet im trüben Rinnsal seine Entsprechung; die abgeschnittenen Köpfe der welken Blumen zeigen die Zone des Todes an. Das Bündel Geld, das Herbert in den Abfluss wirft, fungiert als Obolus, der zu zahlen ist, um den Fluss übersetzen zu können. Nach dem Entrichten der „Opfergabe“ erscheint auch sofort ein „freundlicher Wächter“ in Gestalt eines Polizisten, der den Weg zur Fremdenlegion weist und damit das „Über-setzen“ ermöglicht. Der schwarze Mantel und die rote Mütze des Polizisten verweisen auf die Ikonografie Charons, wie Mergenthaler nachweist.⁴²² Wenig später, Herbert ist bereits in die Fremdenlegion eingetreten, wird das mythologische Motiv der Überfahrt in die Unterwelt nochmals aufgerufen. Herbert und einige andere Legionäre erhalten, als sie von Verdun aus nach Marseilles verlegt werden, „als Zehrgeld für unterwegs eine kleine Silbermünze“ (AS 61). Für Doktor Goupil ist Herbert „jemand, der in einem dunklen Tor verschwindet“ (AS 94) und Benoit, ein Kamerad, bezeichnet sein Eintreten in die Fremdenlegion als „Weg zur Hölle“ (AS 107). Schließlich, als der durch die Veranlassung seines Vaters wieder zurückgeholte junge Abenteurer auf der Heimfahrt eine Nacht in Nancy verbringt, steigt er in einer heruntergekommenen Pension ab. „Ein verdrossenes Ehepaar [...] nahm meine Kupferstücke mit einem Lächeln entgegen, das dem des trübsinnigen Charon

⁴²⁰ Volker Mergenthaler: Von Bord der 'Fremdenlegion' gehen. Mythologisch-metaphorische Ichbildung in Ernst Jüngers *Afrikanischen Spielen*. In: Lutz Hagedstedt (Hg.): *Ernst Jünger. Politik - Mythos - Kunst*. Berlin und New York: Walter de Gruyter 2004, S. 286. [Im Folgenden kurz: Mergenthaler 2004]

⁴²¹ Vgl.: Ebda, S. 273ff.

⁴²² Vgl.: Ebda.

glich, mit dem er den Obolus empfängt.“ (AS 214) Damit ist das erneute „Übersetzen“ zurück in die Zivilisation abgeschlossen. Herberts Fahrt nach Afrika wird hier als Fahrt in die Unterwelt, als ein „Über-setzen“ in das Reich des Mythos figuriert und funktioniert gleichsam als Metapher die das „Über-setzen“ von erfahrener Realität in Literatur reflektiert.⁴²³

5.2 Die Sabotage von Männlichkeitsmythen

Ernst Jünger schickt in den *Afrikanischen Spielen* nicht nur seinen Protagonisten in das Reich des klassischen Mythos, er ermöglicht auch, im Gegensatz zu Gustav Frenssen und Hans Grimm, eine andere Sichtweise auf das Funktionieren von Männlichkeitsmythen. In *Peter Moors Fahrt nach Südwest* geht ‚Männlichkeit‘ eine intensive Verbindung mit dem Begriff des deutschen Imperialismus ein und errichtet den Mythos von der Unbesiegbarkeit ‚deutscher Männlichkeit‘, die sich im Gewande einer naturhaften Gesetzmäßigkeit präsentiert. In *Volk ohne Raum* erscheint der Drang nach Raum unhintergebar, gleich einem metaphysischen Gesetz, mit ‚deutscher Männlichkeit‘ verbunden. In beiden Fällen bestätigt der Handlungsverlauf diese Zusammenhänge. Nach anfänglichen Rückschlägen und vielen Strapazen erringen die deutschen Soldaten, deren einer Peter Moor ist, den Sieg über den zahlenmäßig überlegenen Feind. Cornelius Friebott wird binnen kurzer Zeit als Bauunternehmer, Farmer und Miteigentümer von Schürfrechten äußerst erfolgreich, nachdem er endlich ausreichend deutschen Raum zur Verfügung hat. Der Mythos, wie ihn Barthes analysiert, der „Geschichte in Natur“⁴²⁴ verwandelt, scheint, was intentionale Vorstellungen von ‚Männlichkeit‘ betrifft, bei Frenssen und Grimm einwandfrei zu funktionieren.

In den *Afrikanischen Spielen* ist ‚Männlichkeit‘ ebenfalls ein zentrales Moment. Wie schon bei Peter Moor hat die Afrika-Reise von Herbert Berger das Bestreben, die Enge der bürgerlichen Gesellschaft abzuschütteln, zum Hintergrund. Herbert trachtet danach, „aus der Ordnung in das Ungeordnete“ zu gelangen und „sich aus dem Gewöhnlichen zu entfernen“ (AS 8). Die Erzählung trägt durchaus entwicklungspsychologische Züge, wie Volker Mergenthaler feststellt.⁴²⁵ Herbert Berger stellt sich an jenem nur vage umrissenen Ort, nach dem er sucht, „eine verwegene männliche Gesellschaft vor, deren Symbol das Lagerfeuer, das Element der Flamme war“ (AS 10). Er möchte „den natürlichen Söhnen des Lebens“ (AS 11)

⁴²³ Vgl.: Mergenthaler 2004, S. 285f.

⁴²⁴ Barthes, S. 278.

⁴²⁵ Vgl.: Mergenthaler 2004, S. 276.

begegnen, „Vorbilder nach den Maßen eines Sechzehnjährigen“ (AS 11). Diese männlichen Idole vermutet Herbert „jenseits der sozialen und moralischen Sphäre“ (AS 11). Er flieht also wie Peter Moor die bürgerliche Ordnung, um sich auf die Suche nach einem Ort zu machen, an dem eine erstrebenswerte männliche Existenzform auf ihn warten würde. Abermals soll dieser Ort in Afrika zu finden sein, dem „Inbegriff der wilden, ungebahnten und unwegsamen Natur, und damit ein Gebiet, in dem die Begegnung mit dem Außerordentlichen und Unerwarteten noch am ersten wahrscheinlich war“ (AS 22). In den Bildern, die Herbert in seinem Kopf entstehen lässt, erscheint Afrika als „Kompensationsheterotopie“⁴²⁶; ein Ort, der im Gegensatz zur bürgerlichen Welt Europas, eine „verwegene männliche Gesellschaft“ (AS 11) ermöglicht. Peter Moor hat Südwestafrika als Kompensationsheterotopie erlebt, wodurch er an einem Männlichkeitsmythos teilhaben konnte, der ihm in der Metropole nie zugänglich gewesen wäre. In den *Afrikanischen Spielen* existiert dieser heterotopische Ort aber nur in der Phantasie Herbert Bergers, die er durch die Lektüre einschlägiger Literatur anfüttert. Er liest während des Unterrichts „afrikanische[n] Reisebeschreibungen“ (AS 6) und kauft sich, kurz nachdem er den Entschluss gefasst hat, auszureißen und nach Afrika zu fahren, „ein dickes Buch *Die Geheimnisse des dunklen Erdteils*“ (AS 12), das er als vorbereitende Lektüre für sein Abenteuer als unentbehrlich erachtet. Er liest in „Zeitungen [...] von so ausgesuchten Gefahren, Entbehrungen und Grausamkeiten“ (AS 8), die in den Kolonien zu finden wären. Herbert partizipiert in seinen Vorstellungen und Phantasien an einem Diskurs, der durch Kolonialromane wie *Peter Moors Fahrt nach Südwest* mitgetragen wird. Er nimmt die Literatur für Wirklichkeit und versucht an einem Mythos teilzuhaben, der hier, im Text Jüngers, deutlich als ein literarischer zu erkennen ist. Herberts Leidenschaft für Pfeifenrauchen speist sich aus demselben Zusammenhang:

„Übrigens schmeckte mir der Tabak nicht, und ich wagte nicht, mir einzugestehen, daß er mir manchmal sogar ausgesprochene Übelkeit bereitete. Obwohl dieser Genuß also fast lediglich in der Phantasie bestand, diente das Rauchen doch sehr zur Erhöhung meiner Gemütlichkeit. So hatte ich, bevor ich auf die Afrikabücher verfallen war, an denen ich mich berauschte wie Don Quijote am Amadis von Gallien, zu den eifrigen Lesern des Sherlock Holmes gezählt, und es war mir stets unmöglich gewesen, einen Satz zu lesen, in dem der Detektiv wieder einmal bedächtig seine kurze Pfeife entzündetet, ohne daß ich sogleich eine Pause eingelegt hätte, um ihn durch ein Brandopfer zu bestätigen.“ (AS 21)

Der junge Leser tut es dem männlichen Helden gleich, obwohl er noch nicht in der Lage ist, den Tabakkonsum auch physisch als angenehm zu empfinden. Die Projektion aus der Literatur heraus auf sich selbst gereicht hier, um den männlich konnotierten Genuss des Rauchens zu gewährleisten. Don Quijote taucht an dieser Stelle nicht zufällig auf, eiferte

⁴²⁶ Foucault, S. 45.

dieser doch einem Männlichkeitsmythos nach, den es nur noch in Büchern wie dem „Amadis von Gallien“ gab.⁴²⁷

So sehr Herbert Berger als Leser an diversen literarischen Männlichkeitsmythen partizipiert, so wenig findet er deren Bestätigung auf seiner Reise nach Afrika. Zunächst muss er feststellen, dass Afrika für andere Zeitgenossen eine völlig banale Bedeutung hat. Ein Keramikergeselle aus Dresden, der sich zur selben Zeit wie Herbert zur Fremdenlegion gemeldet hat, erzählt, dass er lediglich eingetreten sei, da er den kalten Winter in Deutschland fürchte. „Ganz Afrika schien ihm nicht mehr zu bedeuten als eine Art von Winterherberge.“ (AS 54) In den Vorstellungen des jungen Dresdners findet sich keine Spur vom „Außerordentlichen und Unerwarteten“ (AS 22). Ihm scheint jenes Afrika, dem Herbert nachjagt, völlig unbekannt zu sein. Auch der weitgereiste Doktor Goupil weiß vom vermeintlich geheimnisvollen und dunklen Erdteil nur Ernüchterndes zu berichten:

„Heute gibt es nichts als die Ausbeutung, und für den, der besondere Neigungen besitzt, sind besondere Formen der Ausbeutung erdacht. Die Kolonien sind auch Europa, kleine europäische Provinzen, in denen man die Geschäfte ein wenig offener und unbedenklicher treibt.“ (AS 93)

Benoit, ein weiterer Kamerad Herberts, der schon viele Jahre in Afrika und Südostasien verbracht hat, war einst ein Träumer wie Herbert, hat aber über die Jahre all seine Illusionen verloren: „Du läufst bis ans Ende der Welt und kommst schließlich dahinter, daß überall schon einer gewesen ist.“ (AS 104) Mit jedem neuen Menschen, den Herbert trifft und mit jeder neuen Erfahrung die er macht, zerbröckelt sein Bild vom kolonialen Afrika. Der Ort, den er sich erträumt hat, kann seine kompensationsheterotopischen Versprechungen nicht halten. In drei weiteren Ereignissen findet die Desillusionierung des jungen Ausreißers ihre Fortsetzung. Gleich nach der Ankunft in einem Lager der Fremdenlegion an der afrikanischen Küste erhalten Herbert und seine Kameraden den Auftrag, einen Steinhaufen abzutragen und andernorts wieder aufzuschichten. Der Geröllhaufen wird augenblicklich zum Faszinosum für Herbert, „war er doch das erste Stück Afrika“ (AS 124), mit dem er in Berührung kommt:

„Ich erwartete in der Tat etwas Besonderes von diesem Steinhaufen; ich könnte freilich selbst nicht sagen, was - vielleicht etwa, daß plötzlich aus irgendeinem seiner Löcher und Winkel eine goldene Schlange ihre Ringe entfaltete. So wartete ich unverdrossen, bis die Sonne tief am Himmel stand - aber nichts dergleichen geschah. Der Steinhaufen blieb ein Steinhaufen wie alle anderen auch; er unterschied sich allem Anschein nach in nichts von denen, die man in der Lüneburger Heide oder an jedem anderen Orte der Welt in Hülle und Fülle beobachten kann.“ (AS 124f)

Einige Wochen später ereilt Herbert in ganz ähnlicher Weise die zweite Enttäuschung. Gemeinsam mit Benoit unternimmt er einen Ausbruchversuch, um auf eigene Faust „die

⁴²⁷ Vgl.: Mergenthaler 2005, S. 158.

unwegsamsten Landschaften nach Herzenslust zu durchstreifen“ (AS 9). Nachts verbergen sich die beiden vor herannahenden Reitern in einem Gebüsch von „merkwürdigen Pflanzen“ (AS 184). Herberts kindliche Freude über das Versteckspiel ist ihm selbst schon ein willkommener Vorgeschmack auf künftige Abenteuer. „Besonders das wilde Gestrüpp [...] schien mir das Afrikanischste, was ich bislang erblickt hatte“ (AS 184), heißt es da. Die beiden Deserteure werden am nächsten Tag gefasst und während sie zu einem Feldjägerposten geleitet werden, erlebt Herbert die nächste herbe Enttäuschung:

„Wir kamen nämlich an dem Orte vorbei, an dem wir uns in der Nacht versteckt hatten, und ich entdeckte, daß dieser wilde Busch, bei Lichte besehen, nichts anderes als ein riesiges Artischockenfeld war, dessen stachlige Stauden sich in regelmäßigen Reihen weithin ausdehnten.“ (AS 187)

Schließlich, als Herbert bereits auf Betreiben seines Vaters entlassen wurde und seine letzte Nacht in Afrika verbringt, geht er zum Strand hinunter um Muscheln zu sammeln:

„Kaum war ich überrascht, als ich in der Tiefe so herrliche Muscheln schimmern sah, wie man sie nur aus den Träumen kennt - eine ganze Muschelbank, die in schillernden, selbstleuchtenden Farben auf blauem Grunde sich ausbreitete. Begierig stürzte ich darauf zu; allein als ich die Stätte erreichte, erging es mir wie allen, denen Rubezahl Gesellschaft geleistet hat: der funkelnde Schatz wandelte sich in einen Haufen von glühenden Kohlen um. [...] Ich erkannte nun, daß oben am Rande der Klippen eine kleine Werkstatt lag, die sich der Schlacken ihrer Öfen auf diese Weise entledigte.“ (AS 211)

Stück für Stück muss Herbert erkennen, dass Afrika so wenig ein heterotopischer Ort ist, wie die Welt, der er entfliehen wollte. Der Steinhaufen ist nicht anders als jene in Deutschland, das wilde Gestrüpp entpuppt sich als eine landwirtschaftliche Pflanzung und die magisch schimmernden Muscheln stellen sich als industrieller Abfall heraus. Herbert muss erkennen, dass er sich „an einem imaginären Punkt und in einem Raume, wie er nur in der Einbildung besteht“ (AS 151) befindet.

Wenn das koloniale Afrika als heterotopischer Ort nicht funktionieren kann, was bedeutet das für die Männlichkeitsmythen, denen Herbert nachjagt? Auch in dieser Hinsicht erlebt Herbert nur Enttäuschungen. Er findet keine „verwegene männliche Gesellschaft“ (AS 10), noch nicht einmal einzelne Männer, die ihm ein Vorbild sein könnten. Da ist Doktor Goupil, der zwar ein gebildeter und weitgereister Mensch zu sein scheint (vgl.: AS 88ff), aber Erscheinungsbild und Charakter sind äußerst ambivalent, ja beinahe effeminiert. Goupil wird als „ein kleiner zierlicher Mann in Offiziersuniform“ (AS 88f) beschrieben. Er hält sich „sehr gebückt und schien [...] von einem ständigen Frösteln geplagt“ (AS 91). Seine Augen waren „fast schwarz und wie lackiert“ (AS 91). Herberts Urteil zufolge erscheint es so, „daß seine Art, sich zu halten, zu bewegen und zu sprechen, zu seiner Uniform in einem sonderbaren Gegensatze stand“ (AS 91). Goupils Erscheinung bleibt uneindeutig, er schien „irgendwie verkleidet zu

sein“ (AS 91). Da ist auch Benoit, der etwa zehn Jahre älter ist als Herbert und schon mehrere Dienstjahre in der Fremdenlegion hinter sich hat. Beim ersten Aufeinandertreffen ist der Jüngere sofort gefesselt von der Erscheinung des Älteren und vor allem voll Bewunderung für dessen Gesichtszüge; „es trat in ihnen eine Art von offener und verwegener Männlichkeit hervor“ (AS 100). Aber schon im darauffolgenden Satz relativiert Herbert seine Auffassung: „Er hatte so ein Gesicht, wie es Kindern und Dienstmädchen auf den ersten Blick gefällt.“ (AS 100) Das zuvor noch als außerordentlich männlich gerühmte Antlitz erstarrt damit zum Klischeebild eines Schönlings und darüber hinaus offenbart Herbert, dass er Benoit selbst aus der Perspektive von „Kindern und Dienstmädchen“ bewundert hat. Darüber hinaus lebt der altgediente Fremdenlegionär mehr in der „fremden und wunderbaren Welt“ (AS 109) des Opiumrausches, als in der Realität. Ausführlich erzählt er Herbert, wie er seine Gedanken „wie ein Schiff, das Wind in die Segel bekommt“ (AS 110) treiben lässt und in Traumwelten, „schöner und wirklicher als in den Büchern stehn“ (AS 111) abdriftet. Benoit hat sich daran gewöhnt, „die Dinge der Welt [zu] verachten, den Ruhm, die Weiber, das Geld und die menschliche Macht“ (AS 109f). Selbst sein Name ist nicht echt; er hat ihn „irgendwo auf einer alten Streichholzschachtel“ (AS 105) gefunden und behalten. In den Wochen, die Herbert im Militärlager in der französischen Kolonie verbringt kreuzt eine weitere seltsame intellektuelle Gestalt seinen Weg. Ein älterer Mann, der als „Professor“ (AS 157) bezeichnet wird und selbst der Fremdenlegion angehört, hält in den Abendstunden in halboffizieller Form Unterrichtseinheiten für seine Kameraden ab.

„Obwohl dieser würdige Mann an seiner Uniform die Korporalsabzeichen trug, bot er doch einen denkbar unmilitärischen Eindruck dar. Außer mit seinem Unterricht war er nur mit unbedeutenden Kleinigkeiten beschäftigt, so mit der Vorführung der Kranken und mit der Verteilung der Post. Er schien eine Art von Narrenfreiheit zu genießen, so kam es vor, daß er zum Appell in roten Pantoffeln erschien.“ (AS 157)

Der sogenannte Professor karikiert durch seine närrische Art herkömmliche Vorstellungen von Soldatentum. Obwohl er Uniform und Abzeichen trägt, sieht er unmilitärisch aus. Den zentralen Fixpunkt militärischer Ordnung, den Appell, lässt er durch seine roten Pantoffeln zu einem clownesken Akt verkommen. Zu guter Letzt verdient hier noch eine weitere, ebenfalls mit satirischen Elementen ausgestattete Figur Beachtung; eine Figur, die „vor innerlicher Wildheit fortwährend zu zittern schien“ (AS 56). Ein Mann namens Reddinger ist zur gleichen Zeit wie Herbert der Fremdenlegion beigetreten:

„[G]roße, schwarz behaarte Fäuste und das struppige Kopfhaar, das auf einer niedrigen Stirn die zusammengewachsenen Augenbrauen fast berührte, gaben ihm ein Aussehen von urtümlicher Kraft.“ (AS 56)

Der troglodytenhafte Reddinger weist zwar männlich konnotierte Attribute auf, aber lediglich physische, und diese bis ins Übermäßige gesteigert. Er scheint aus reiner Kraft zu bestehen, ohne zivilisatorische Regulierung, „als sei er der menschlichen Gesellschaft fremd und in der Einöde aufgewachsen wie ein vergessener Zyklop“ (AS 67). Die übersteigerte rohe Urgewalt des Reddinger taucht ein weiteres Mal als literarisch unterfütterte Parodie einer nicht ernst zu nehmenden Form von ‚Männlichkeit‘ auf, wenn er nach heftigem Alkoholkonsum „wie der Menschenfresser im Märchen zu schnarchen“ (AS 68) beginnt. Im krassen Gegensatz zu *Peter Moors Fahrt nach Südwest* und *Volk ohne Raum* scheinen in den *Afrikanischen Spielen* keine männlichen Figuren aufzutreten, die als Vorbild für einen sechzehnjährigen Ausreißer dienen könnten, der von Phantasievorstellungen von „Helden und Abenteurern“ (AS 11) getrieben ist. Herbert findet einen geschlechtlich verwaschen attributierten Intellektuellen, einen drogensüchtigen Träumer, einen Clown in Korporalsuniform und einen Kraftprotz, der mehr Tier als Mann ist. Es zeigt sich, dass der Weg in die Kolonie bei Jünger nicht über Stärke, Willenskraft und Selbstbeherrschung führt, sondern über die Auflösung solcher Männlichkeitstugenden in der Parodie.

Diese Eindrücke gehen an Herbert nicht spurlos vorbei und zu guter Letzt wird er von seiner „eklatanten Realitätsuntüchtigkeit“⁴²⁸, wie es Michael Gnädinger nennt, kuriert. Das unglückliche Ende des Ausbruchversuchs, gemeinsam mit dem Träumer Benoit, stellt den zentralen Wendepunkt in der Erzählung dar. Die beiden Deserteure haben ihr Nachtlager in einem kleinen Heuschober aufgeschlagen und wiegen sich in diesem in trügerischer Sicherheit. Am nächsten Morgen werden sie von zwei Feldjägern und einer großen Schar Einheimischer geweckt und unverzüglich festgenommen. Der Aufgriff der noch schlaftrunkenen Flüchtlinge spielt sich unter schallendem Gelächter aller Zuschauer ab.

„Es gibt wohl nichts, was dem Zustande der Träumerei abträglicher als so ein Gelächter ist, das uns die Schuppen von den Augen reißt und wie in einem Spiegel das Komische und Unangemessene unserer Lage erkennen läßt. Für mich jedenfalls war dies der Augenblick, in dem ich mein afrikanisches Abenteuer zu verwünschen begann.“ (AS 188)

Es stellt sich heraus, dass in diesem vermeintlich sicheren Versteck mit frappanter Regelmäßigkeit Deserteure der Fremdenlegion aufgegriffen werden und die Bewohner des naheliegenden Dorfes ebenso oft sich diese zur Gewohnheit gewordenen Momente kollektiver Belustigung nicht entgehen ließen. Herbert wird dadurch selbst in der denkbar offensichtlichsten Weise zur Parodie eines männlichen Afrikaabenteurers und wird sich

⁴²⁸ Michael Gnädinger: *Zwischen Traum und Trauma. Ernst Jüngers Frühwerk*. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2003, S. 145.

dessen schmerzlich bewusst. Er erkennt sich in dieser Situation selbst als literarische Witzfigur:

„Im gleichen Augenblick nämlich, in dem ich aus meiner Höhle auftauchte, wurde ich von einem Jubel empfangen, wie man ihn in den Vorstadttheatern hört, wenn die komische Person aus der Versenkung erscheint.“ (AS 187)

Der Glaube an das tatsächliche Vorhandensein jener Männlichkeitsmythen aus der Literatur, an denen Herberts Phantasie so rege Anteil genommen hat, ist mit diesem Moment der Verkehrung seiner selbst in das Gegenteil der angestrebten Existenzform nachhaltig zerstört. Damit einher gehend muss Herbert feststellen, dass ihm „die Gabe der willkürlichen Phantasie [...] ganz abhanden gekommen war“ (AS 197).

Auf den letzten Seiten der Erzählung wird Herbert, der sich auf der Heimreise nach Deutschland gerade in Nancy aufhält, doch noch eine phantastische Erscheinung zuteil. Im Schläfe „tauchen leuchtende Bilder auf wie Transparente, deren verborgenen Sinn ein neues und unbekanntes Licht durchstrahlt“ (AS 216). Mit dieser Traumsequenz lässt sich veranschaulichen, wie Ernst Jünger jene Männlichkeitsmythen, die bei Frenssen und Grimm so unreflektiert auserzählt werden, plakativ ins Leere laufen lässt. Zum besseren Verständnis soll diese Erscheinung hier in ihrer ganzen Ausführlichkeit wiedergegeben werden. Der Ich-Erzähler berichtet von einem

„...Bild, das viele Jahre lang im väterlichen Hause über meinem Bette gehangen hatte – ein Bild, wie man es damals in vielen deutschen Bürgerhäusern fand: Napoleon und Bismarck auf der Straße von Donchery. Ich hatte dieses Bild gleich nach dem Erwachen so unzählige Male betrachtet, daß ich es in allen seinen Einzelheiten wiedererkannte als einen längst vertrauten Gegenstand. Da war die noch von Geschossen zerfetzte Pappelallee, an den Rändern mit Waffen und Ausrüstungsstücken bestreut, dann, in den Wagen zurückgelehnt, der gefangene Kaiser mit betrübtem und kränklichem Gesicht, und neben ihm auf mächtigem rosse Bismarck in der Kürassiersuniform. Da war auch, neben dem gefallenen Suaven, der französische Infanterist, der an den Stamm einer Pappel gelehnt, dieses Schauspiel von Aufgang und Untergang mit den gleichgültigen Augen des Sterbenden betrachtete. [...] Zugleich aber empfand ich das seltsame Gefühl, das uns ergreift, wenn der tote Gegenstand Leben gewinnt. Das starre Gemälde verwandelte sich; es dehnte sich zu stereoskopischer Tiefe aus und zog mich, nicht mehr als Betrachtenden, sondern als Handelnden in sich ein. Eine grausame Kälte herrschte in seinem Raum, obwohl nah und fern das Feuer mit der Gewalt von Schmiedeflammen aus der Erde fuhr. Auch der Wagen verwandelte sich in ein graues Gefährt aus Eisen, in dem ich mich zur Seite eines schweigsamen Fahrers sitzen sah.“ (AS 217f)

Das Bild, auf das hier so ausführlich eingegangen wird, lässt sich als ein 1877 entstandenes Gemälde von Wilhelm Camphauser identifizieren, das aus einer imaginierten Perspektive heraus zur Schau stellt, wie Kaiser Napoleon III nach der Schlacht von Sedan in einem offenen Pferdewagen in Begleitung des Grafen Bismarck zu König Wilhelm geleitet wird. Es stellt einen bedeutenden Moment für das Deutsche Reich dar, der durchaus als einer der

Ankerpunkte deutscher Imperialität betrachtet werden kann;⁴²⁹ als Mythos selbst, der von der Unausweichlichkeit des deutschen Sieges erzählt. Bemerkenswerterweise sitzt Herbert als Deutscher, als er in seinem Traum als Handelnder in das Gemälde hineingezogen wird, nicht anstelle von Bismarck auf dem Ross, sondern im Wagen, an jenem Ort, an dem sich der öffentlich vorgeführte Verlierer befindet. Ziehen wir angesichts dieses Bildes, wie schon bei den Texten von Frenssen und Grimm, die Barthes'sche Konzeption vom Mythos heran, ergibt sich folgende Konstellation: Herbert, ein junger deutscher Mann, der auf seiner Jagd nach Männlichkeitsmythen gescheitert ist, nimmt im metasprachlichen System des Mythos die Position des Signifikanten ein. Dieser hat zwei Seiten, „eine volle, nämlich den Sinn [...] und eine leere, nämlich die Form“⁴³⁰. Der Sinn ist angefüllt mit der ganzen Geschichte des Herbert Berger, wie er ausgezogen ist, um Abenteuer zu finden und schließlich, ohne gefunden zu haben, nach dem er suchte, wieder heimkehren musste. Die Form ist noch ganz leer und wartet darauf, das „Wissen [...] des Begriffs aufzunehmen“⁴³¹. Als Begriff, dem nach Barthes immer eine Tendenz innewohnt, drängt sich hier abermals die deutsche Imperialität auf, die durch das Gemälde, in dem sich Herbert befindet unweigerlich aufgerufen wird. Genau an jenem Punkt, an dem hier der Begriff die Form auffüllen soll, um eine Bedeutung zu erzeugen, die dann den Mythos entstehen lässt, erweist sich die Disfunktionalität der deutsch-imperialen Männlichkeitsmythen in den *Afrikanischen Spielen*. Der Begriff, wie er sich aus der Intention des Gemäldes ergibt, stellt sich als inkompatibel mit der Form des jungen deutschen Mannes heraus. Herbert ist hier, am Platz des französischen Kaisers sitzend, eindeutig als Verlierer gekennzeichnet und als Form für deutsche Imperialität völlig ungeeignet. Begriff und Form gehen keine Verbindung ein und stellen daher auch keine Bedeutung her; der Mythos wird grundlegend sabotiert. Es ist keine kohärente geschichtliche Bedeutung da, die in Natur verwandelt werden könnte. Herbert, der erkennen musste, dass die „verwegene Männliche Gesellschaft“ (AS 10), die durch Lektüre in seiner Phantasie entstanden war, nur ein Wunschtraum war beziehungsweise ein literarischer Mythos ist, kann mit diesem keine Verbindung mehr eingehen; er sitzt ihm vielmehr als Verlierer gegenüber.

Diese offene Diskrepanz von Form und Begriff bietet ganz von sich aus eine mythenkritische Lesart an. Roland Barthes gibt drei Möglichkeiten an, wie der Mythos rezipiert werden kann. Die erste ist die des „Mythenproduzenten“⁴³², der bewusst Geschichte in Natur zu verwandeln

⁴²⁹ Vgl.: Mergenthaler 2004, S. 283.

⁴³⁰ Barthes, S. 268.

⁴³¹ Ebda, S. 264.

⁴³² Ebda, S. 276.

trachtet. Er fügt einen intentional aufgeladenen Begriff mit einer Form zusammen, die ihm dafür passend erscheint:

„Wenn ich mich auf einen leeren Signifikanten einstelle, lasse ich den Begriff die Form des Mythos ohne Doppeldeutigkeit füllen. Ich habe dann ein einfaches System vor mir, in dem die Bedeutung wieder eine buchstäbliche wird. Der salutierende Neger ist dann ein *Beispiel* für die französische Imperialität, er ist deren *Symbol*.“⁴³³

Dies kann als die Position von Frenssen und Grimm gelesen werden, die für ihre intentionalen Begriffe, die Popularisierung und Rechtfertigung deutscher Kolonialkriege beziehungsweise die Forderung nach mehr Raum für das Deutsche Reich, ‚Männlichkeit‘ als Form verwenden, um letztlich, so der Mythos seine Funktion erfüllt, ihre Intentionen als natürlich erscheinen zu lassen. In der zweiten Möglichkeit wird der Mythos als natürlicher Sachverhalt erfahren. Der Rezipient „konsumiert den Mythos entsprechend seiner strukturellen Bestimmung“⁴³⁴, er glaubt an seine Wahrheit:

„Wenn ich mich [...] auf den Signifikanten des Mythos als unzertrennliches Ganzes von Sinn und Form einstelle, rezipiere ich einen doppeldeutigen Signifikanten; ich antworte auf den konstitutiven Mechanismus des Mythos, auf seine eigene Dynamik, ich werde zum Mythenleser: Der salutierende Neger ist weder Beispiel noch Symbol und noch weniger Alibi: Er ist die eigentliche Präsenz der französischen Imperialität.“⁴³⁵

In diesem Fall, als Leser von Hans Grimm etwa, glaube ich daran, dass ein deutscher Mann große und weite Räume braucht, sodass seine urtümlichen Eigenschaften verderben oder gar gefährlich für ihn selbst und andere werden, wenn zu große Enge herrscht. Ich nehme ‚Männlichkeit‘ und das Verlangen nach Raum als einen unhintergehbaren und natürlichen Zusammenhang wahr. Der Männlichkeitsmythos funktioniert einwandfrei. Die dritte Möglichkeit der Mythosrezeption ist jene des ‚Mythologen‘⁴³⁶. Er erkennt die Gemachtheit des Mythos und vermag die Verwandlung von Geschichte in Natur nachzuvollziehen und aufzulösen; er durchschaut die Intention hinter dem Mythos:

„Wenn ich mich auf einen vollen Signifikanten einstelle, in dem ich Sinn und Form klar voneinander unterscheide und damit die Deformation wahrnehme, die die Form am Sinn vollzieht, zerstöre ich die Bedeutung des Mythos, rezipiere ich ihn als Betrug: Der salutierende Neger wird zum Alibi der französischen Imperialität.“⁴³⁷

Dies wäre die Position des kritischen Lesers, der die Unbesiegbarkeit von ‚deutscher Männlichkeit‘ nicht als natürliche Gegebenheit hinnimmt und die Funktion von

⁴³³ Barthes, S. 276.

⁴³⁴ Ebda.

⁴³⁵ Ebda.

⁴³⁶ Ebda.

⁴³⁷ Ebda.

„Männlichkeit“ als Sinn, einer Aussage im primären System der Sprache, und als Form, einem von der Intention des Begriffs aufgefüllten Terms, zu unterscheiden vermag. In diesem Fall funktioniert der Mythos nicht; er scheitert daran, Historisches zu naturalisieren. Mit dem Traumbild Herberths wird gerade dieses Scheitern ausgestellt. Dadurch, dass Form und Begriff nicht kompatibel sind, kann der Mythos gar nicht geglaubt werden. Der Sinn, der seine primärsprachliche Bedeutung nach wie vor uneingeschränkt erzählen kann und die nutzlos gewordene Form werden als unterschiedliche Elemente erkennbar. Durch diese Sabotage werden die Funktionsweisen der Männlichkeitsmythen lesbar.

6. Conclusio

Am Ende dieser Arbeit sollen die wichtigsten Erkenntnisse zusammengefasst und vergleichend zusammengeführt werden. Durch die literaturgeschichtliche Einordnung der Primärtexte wurde zunächst erkennbar, dass sowohl *Peter Moors Fahrt nach Südwest* als auch *Volk ohne Raum* viele Merkmale in sich tragen, die typisch für die Kolonialliteratur ihrer Zeit sind. Frenssens Text ist geprägt vom nationalistisch-militaristischen Imperialismus des wilhelminischen Reichs, der sich gerade erst in koloniales Neuland begibt und seine Gegner in den autochthonen Bewohnern der beanspruchten Gebiete findet. Bei Grimm dominieren kolonialrevanchistische Tendenzen, die Forderung nach mehr Raum für das im Ersten Weltkrieg besiegte Deutschland wird offen ausgesprochen. Die Gegner sind jene europäischen Mächte, die nach dem Vertrag von Versailles die ehemals deutschen Kolonien unter sich aufgeteilt haben. Ernst Jüngers *Afrikanische Spiele* ist durchaus atypisch für Kolonialliteratur der 1930er Jahre. Der europäische Zugriff auf kolonisierte Territorien, auf materieller und imaginativer Ebene, wird ironisch gespiegelt, wodurch nationalistische und imperialistische Tendenzen ins Leere laufen.

Die zentrale Frage der Arbeit, nach den Funktionsweisen literarischer Naturalisierungen bei der Darstellung von ‚Männlichkeit‘, konnte mit Roland Barthes‘ Mythos-Begriff aufgelöst werden. Es hat sich gezeigt, dass ‚Männlichkeit‘, als semiologisches Zeichen betrachtet, in Verbindung mit imperialistischen beziehungsweise kolonialrevanchistischen Tendenzen zu einem Mythos gerinnt, der seine historische Bedingtheit verschleiert und sich als naturhafte Gesetzmäßigkeit versteht. In *Peter Moors Fahrt nach Südwest* steht ‚Männlichkeit‘ im engen Zusammenhang mit aggressiven imperialistischen Ideen. Der Protagonist Peter Moor ist mit den Kardinaltugenden Ordnung, Mäßigung und Mut ausgestattet und verkörpert damit das militaristische Männlichkeitsideal der wilhelminischen Zeit. In den Kämpfen gegen die autochthonen Bewohner Südwestafrikas erweist sich dieses Ideal, das als ahistorische Essenz ‚deutscher Männlichkeit‘ beschworen wird, als unbeugsam und unbesiegbar. Beim Nachvollziehen der Rechtfertigungsstrategien für diese vermeintliche Superiorität hat sich gezeigt, dass in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* rassistische und sozialdarwinistische Ideologien verarbeitet werden. Darüber hinaus konnte festgestellt werden, dass die Männlichkeitsmythen bei Frenssen auf die heterotopischen Qualitäten des kolonialen Raums angewiesen sind, da diese, im Gegensatz zur industrialisierten und urbanisierten Metropole,

Möglichkeiten zur Kompensation von Männlichkeitsdefiziten eröffnen. In *Volk ohne Raum* ergeben sich die mythischen Qualitäten von ‚Männlichkeit‘ aus der engen Verflechtung mit dem kolonialrevanchistisch-tendenziös gebrauchten Begriff des Raumes. ‚Männlichkeit‘, so konnte gezeigt werden, wird in Grimms Roman auf ahistorischer Ebene mit dem Bedürfnis nach weiten offenen Räumen verknüpft; wird dieses nicht erfüllt, können die männlichen Potenziale nicht ausgeschöpft werden und es entstehen pathologische Existenzen. Das ebenfalls vorgeschichtliche Verständnis des Begriffs ‚Volk‘ konnte als Identifikationsangebot an enttäuschte Anhänger des Kolonialismus in der Weimarer Republik herausgearbeitet werden. Dabei erwiesen sich die beiden mythischen Bedeutungskomplexe ‚Volk‘ und ‚Männlichkeit‘ in ihrer hierarchischen Wertigkeit als direkt aufeinander bezogen. Wobei in *Volk ohne Raum* zwischen ‚Volk‘ und ‚Rasse‘ klar unterschieden wird und der strikten Aufrechterhaltung der ‚Rassengrenzen‘ große Bedeutung für den Status vollwertiger ‚Männlichkeit‘ zukommt. Ernst Jüngers *Afrikanische Spiele* stellte sich als ein Text heraus, der durch distanzierte Erzählhaltung und Ironisierung jeglichen Wahrheitsanspruch unterläuft und sich dadurch von den Romanen Frenssens und Grimms deutlich unterscheidet. Die Reise des Protagonisten Herbert Berger wurde als Fahrt in das Reich des Mythos sichtbar gemacht. Im Gegensatz zu den Texten von Grimm und Frenssen erwies sich das kolonisierte Territorium in den *Afrikanischen Spielen* nicht als Raum, der neue Möglichkeiten eröffnet. Vielmehr fungiert Afrika als Ort, der die aus Deutschland mitgebrachten Illusionen über den vermeintlich ‚dunklen Kontinent‘ im direkten Kontakt zerstört. Darüber hinaus konnte gezeigt werden, wie Jüngers Erzählung durch die symbolisch-bildliche Platzierung des Helden auf der Position des Verlierers im imperialistischen Wettstreit, die Funktionalität von Männlichkeitsmythen sabotiert.

7. Literaturverzeichnis

Primärliteratur

Frenssen, Gustav: *Peter Moors Fahrt nach Südwest. Ein Feldzugsbericht*. Berlin: Grote'sche Verlagsbuchhandlung 1906.

Grimm, Hans: *Volk ohne Raum*. München: Albert Langen 1926.

Jünger, Ernst: *Afrikanische Spiele*. Hamburg: Hanseatische Verlagsanstalt 1936.

Sekundärliteratur

Barthes, Roland: *Mythen des Alltags*. Vollständige Ausgabe. Aus dem Französischen von Horst Brühmann. Berlin: Suhrkamp 2010.

Benninghoff-Lühl, Sibylle: *Deutsche Kolonialromane 1884-1914 in ihrem Entstehungs- und Wirkungszusammenhang*. Bremen: Übersee-Museum Bremen 1983.

Berman, Russel A.: *Enlightenment or Empire. Colonial Discourse in German Culture*. Lincoln and London: University of Nebraska Press 1998.

Bleicher, Thomas: Das Abenteuer Afrika. Zum deutschen Unterhaltungsroman zwischen den Weltkriegen. In: Wolfgang Bader und Janos Riesz (Hg.): *Kolonialismus I. Die Verarbeitung der kolonialen Expansion in der europäischen Literatur*. Frankfurt a.M.: Peter Lang 1983, S. 251-290.

Brehl, Medardus: *Vernichtung der Herero. Diskurse der Gewalt in der deutschen Kolonialliteratur*. München: Wilhelm Fink 2007.

Brenner, Peter J.: Der Reisebericht in der deutschen Literatur. Ein Forschungsüberblick als Vorstudie zu einer Gattungsgeschichte. 2. Sonderheft. Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur. Tübingen: Max Niemeyer 1990.

Chlada, Marvin: *Heterotopie und Erfahrung. Abriss der Heterotopologie nach Michel Foucault*. Aschaffenburg: Alibi 2005.

Christadler, Marieluise: Zwischen Gartenlaube und Genozid. Kolonialistische Jugendbücher im Kaiserreich. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Nr. B21. 28.5.1977, S. 18-36.

- Connell, Robert W.: *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit*. Opladen: Leske und Budrich 1999.
- Crescenzi, Luca: Afrikanische Spiele im Werk Ernst Jüngers. In: Günter Figal und Heimo Schwilk (Hg.): *Magie der Heiterkeit. Ernst Jünger zum Hundertsten*. Stuttgart: Klett-Cotta 1995, S. 169-182.
- Decker, Nancy M.: Breaking the Mold: Redundant women and german colonialism. In: Acta Germanica. German Studies in Africa. Jahrbuch des Germanistenverbandes im südlichen Afrika. hrsg. v. John K. Noyes. Bd. 25, 1997, S. 171-182.
- Djomo, Esaie: „*Des Deutschen Feld ist die Welt!*“, *Pangermanismus in der Literatur des Kaiserreichs, dargestellt am Beispiel der deutschen Koloniallyrik. Ein Beitrag zur Literatur im historischen Kontext*. St. Ingbert: Röhrig 1992.
- Djoufack, Patrice: Das Männliche, das Weibliche, das Fremde. Zur Dekonstruktion des Männlichkeitsdiskurses in Chinua Achebes postkolonialem Roma *Things Fall Apart*. In: Michael Hofmann und Rita Morrien (Hg.): *Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart. Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Amsterdam und New York: Rodopi 2012, S. 107-124.
- Essner, Cornelia: *Deutsche Afrikareisende im 19. Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte des Reisens*. Stuttgart: Steiner 1985.
- Foucault, Michel: Andere Räume. Aus dem Französischen von Walter Seitter. In: Karlheinz Barck u.a. (Hg.): *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*. Leipzig: Reclam 1990, S. 34-46.
- Fröhlich, Michael: *Imperialismus. Deutsche Kolonial- und Weltpolitik 1880-1914*. München: dtv 1994.
- Garcia-Ramon, Maria-Dolors: Gender and the colonial encounter in the Arab World: examining women's experiences and narratives. In: Environment and Planning D: Society and Space 2003, Vol. 21, S. 653-672.
- Genette, Gérard: *Die Erzählung*. Aus dem Französischen von Andreas Knop, mit einem Vorwort herausgegeben von Jürgen Vogt. München: Fink 1994.
- Gerhard, Ute: "Volk ohne Raum" – ein literarischer Siedlungsmythos und seine prekäre Funktionalität für einen Vernichtungskrieg. In: Peter Conrady (Hg.): *Faschismus in Texten und Medien: Gestern – Heute – Morgen?* Oberhausen: Athena 2004, S. 71-82.

- Gilli, Marita: Georg Forster: Das Ergebnis einer Reise um die Welt. In: Hans-Wolf Jäger (Hg.): *Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung*. Heidelberg: Carl Winter 1992, S. 251-274.
- Gnädinger, Michael: *Zwischen Traum und Trauma. Ernst Jüngers Frühwerk*. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2003.
- Gründer, Horst: *Geschichte der deutschen Kolonien*. 5., mit neuer Einleitung und aktualisierter Bibliographie versehene Auflage. Paderborn u.a.: Ferdinand Schöningh 2004.
- Günkel, Annette: Instrumentalisierte Erinnerung an den Ersten Weltkrieg: Hans Grimms „Volk ohne Raum“. In: Helmut Berding u.a. (Hg.): *Krieg und Erinnerung. Fallstudien zum 19. Und 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2000, S. 93-111.
- Halse, Sven (Hg.): *Worte, Blicke, Träume. Beiträge zum deutschen Kolonialismus in Literatur, Fotografie und Ausbildung*. Kopenhagen und München: Wilhelm Fink 2007.
- Hartung, Günter: *Deutschfaschistische Literatur und Ästhetik. Gesammelte Studien*. Leipzig: Leipziger Univ. Verl. 2001.
- Haß, Ulrike: *Militante Pastorale. Zur Literatur der antimodernen Bewegung im frühen 20. Jahrhundert*. München: Wilhelm Fink 1993.
- Hemme, Tanja: *Streifzüge durch eine fremde Welt. Untersuchung ausgewählter schriftlicher Zeugnisse deutscher Reisender im südlichen Afrika im 19. Jahrhundert unter besonderer Berücksichtigung der kulturellen Fremderfahrung. Eine literaturwissenschaftliche Untersuchung*. Stuttgart: Franz Steiner 2000.
- Hermes, Stefan: ‚Fahrten nach Südwest‘. Die Kolonialkriege gegen die Herero und Nama in der deutschen Literatur (1904-2004). Würzburg: Königshausen & Neumann 2009.
- Hermes, Stefan: Täter- und Opfermythen in der Kolonialliteratur. Von Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest* zu Hans Grimms *Volk ohne Raum* In: Stefan Hermes und Amir Muhić (Hg.): *Täter als Opfer? Deutschsprachige Literatur zu Krieg und Vertreibung im 20. Jahrhundert*. Hamburg: Dr. Kovač 2007, S. 149-163.
- Hofmann, Michael und Morrien, Rita (Hg.): *Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart. Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Amsterdam und New York: Rodopi 2012.

- Hofmann, Michael: Einführung: Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart. Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven. In: Michael Hofmann und Rita Morrien (Hg.): *Deutsch-afrikanische Diskurse in Geschichte und Gegenwart. Literatur- und kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Amsterdam: Rodopi 2012, S. 7-19.
- Honold, Alexander und Simons, Oliver (Hg.): *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*. Tübingen und Basel: A. Francke 2002.
- Kenosian, David: The Colonial Body Politic: Desire and Violence in the Works of Gustav Frenssen and Hans Grimm. In: Monatshefte, Vol. 89. No. 2, 1997, S. 182-195.
- Ketelsen, Uwe-K.: Frenssens Werk und die deutsche Literatur der ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts. Zuordnungen, Parallelen, Abgrenzungen. In: Kay Dohnke und Dietrich Stein (Hg.): *Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenerliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat*. Heide: Boyens & Co. 1997, S. 152-181.
- Ketelsen, Uwe-K.: *Literatur und Drittes Reich*. 2. Aufl. Greifswald: SH-Verlag 1994.
- Kouassi, Kouamé: La propagande colonialiste dans la littérature allemande (de la conférence de Berlin 1884/85 à la deuxième guerre mondiale), Contribution à la critique de l'idéologie impérialiste, Thèse de doctorat de 3^e cycle, Saarbrücken: Universität des Saarlandes 1981.
- Kpoda, Danielle: *Das Bild der afrikanischen Frau in der deutschen Kolonialliteratur und der französischen Kolonialliteratur und sein Gegenentwurf in der frankophonen afrikanischen Literatur der Kolonialzeit*. Frankfurt a.M.: Peter Lang 2007.
- Krüger, Gesine: *Kriegsbewältigung und Geschichtsbewusstsein. Realität, Dichtung und Verarbeitung des deutschen Kolonialkriegs in Namibia 1904 bis 1907*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1999.
- Küchmeister, Kornelia: „...nur ein Weib, aber Herrin ihrer Kraft“. Das Frauenbild und die Funktion von Sexualität in Gustav Frenssens Werk. In: Kay Dohnke und Dietrich Stein (Hg.): *Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenerliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat*. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Royens & Co. 1997, S. 400-436.
- Kunicki, Wojciech: Ernst Jünger: Reisen zu sich selbst. Zwei Variationen zum gleichen Thema. 'Afrikanische Spiele' (1936) und 'Zwei Mal Halley' (1987). In: Eijiro Iwasaki (Hg.): *Begegnung mit dem "Fremden": Grenzen - Traditionen - Vergleiche; Akten des VIII. Internationalen Germanisten-Kongresses, Tokyo 1990*. München: Iudicium 1991, S. 248-259.

- Lämmert, Eberhard: *Bauformen des Erzählens*. 4. Aufl. Stuttgart: Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1970.
- Lindemann, Uwe: Der Basar als Gebilde des hochkapitalistischen Zeitalters. Über das Verhältnis von Orientalismus, Geschlechterpolitik, Konsum- und Modernekritik zwischen 1820 und 1900. In: Klaus-Michael Bogdal (Hg.): *Orientdiskurse in der deutschen Literatur*. Bielefeld: Aisthesis 2007, S. 243-271.
- Loth, Heinrich: Sitten und Bräuche exotischer Völker: Legende und Wahrheit. Eine Wertung von Reiseberichten über Afrika aus der Sicht des Historikers. In: Hans-Wolf Jäger (Hg.): *Europäisches Reisen im Zeitalter der Aufklärung*. Heidelberg: Carl Winter 1992, S. 242-250.
- Mamozai, Martha: *Herrenmenschen: Frauen im deutschen Kolonialismus*. Reinbek: rowohlt 1982.
- Mancini, Elena: *Magnus Hirschfeld and the Quest for Sexual Freedom. A History of the First International Sexual Freedom Movement*. New York: Palgrave MacMillan 2010.
- Mathäs, Alexander: Colonising the German Body: Self and Other in Sturm und Drang Drama. In: Marianne Henn und Holger A. Pausch (Hg.): *Body Dialectics in the Age of Goethe*. Amsterdam und New York: Rodopi 2003, S. 269-291.
- Mayer, Gerhart: *Der deutsche Bildungsroman. Von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Stuttgart: J.B. Metzlersche Verlagsbuchhandlung 1992.
- Mergenthaler, Volker: *Völkerschau - Kannibalismus - Fremdenlegion. Zur Ästhetik der Transgression (1897 1936)*. Tübingen: Max Niemeyer 2005.
- Mergenthaler, Volker: Von Bord der 'Fremdenlegion' gehen. Mythologisch-metaphorische Ichbildung in Ernst Jüngers Afrikanischen Spielen. In: Lutz Hagestedt (Hg.): *Ernst Jünger. Politik - Mythos - Kunst*. Berlin und New York: Walter de Gruyter 2004, S. 271-287.
- Meyer, Martin: *Ernst Jünger*. München und Wien: Carl Hanser 1990.
- Meyn, Ralf: Abstecher in die Kolonialliteratur. Gustav Frenssens *Peter Moors Fahrt nach Südwest*. In: Kay Dohnke und Dietrich Stein (Hg.): *Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenerliteratur im Kaiserreich zur Massennormen im NS-Staat*. Heide: Westholsteinische Verlagsanstalt Royens & Co. 1997, S. 316-346.
- Mosse, George L.: *Das Bild des Mannes. Zur Konstruktion der modernen Männlichkeit*. Aus dem Amerikanischen von Tatjana Kruse. Frankfurt a. M.: S. Fischer 1997.
- Mosse, George L.: *Nationalismus und Sexualität. Bürgerliche Moral und sexuelle Normen*. Aus dem Amerikanischen von Jörg Trabitius. München und Wien: Carl Hanser 1985.

- Mühr, Stephan: Die Wirklichkeit der Fremderfahrung. Neue Wege zur deutschen Kolonialliteratur im südlichen Afrika. In: Acta Germanica. German Studies in Africa. Jahrbuch des Germanistenverbandes im südlichen Afrika. hrsg. v. John K. Noyes. Bd. 25, 1997, S. 129-150.
- Nantscha, Sylvie: *Interdisziplinarität – Kulturtransfer – Literatur. Afrika-Fremdwahrnehmung in ausgewählten deutschsprachigen Reisewerken von der Kolonialzeit bis zur Gegenwart.* Würzburg: Königshausen & Neumann 2009.
- Neumann, Maik: Die ‚Mythen‘ Roland Barthes‘ – ‚Mythos‘ als Verfahren einer dynamischen Schreibweise. In: Stefan Matuschek und Christoph Jamme (Hg.): *Die mythologische Differenz. Studien zur Mythostheorie.* Heidelberg: Universitätsverlag Winter 2009, S. 95-126.
- Nuhn, Walter: *Sturm über Südwest. Der Hereroaufstand von 1904 - Ein düsteres Kapitel der deutschen kolonialen Vergangenheit Namibias.* Koblenz: Bernhard & Graefe 1989.
- Oloukpona-Yinnon, Adjai Paulin: *Unter deutschen Palmen. Die „Musterkolonie“ Togo im Spiegel deutscher Kolonialliteratur (1884-1944).* Frankfurt a.M.: Verl. für interkulturelle Kommunikation 1998.
- Pakenham, Thomas: *Der kauernde Löwe. Die Kolonialisierung Afrikas 1876-1912.* Übersetzt von Katharina Först. Düsseldorf u.a.: Econ 1993.
- Parr, Rolf: Die Fremde als Heimat. Zu einigen Affinitäten von Heimatkunst und Kolonialliteratur bei Gustav Frenssen und Hans Grimm. In: Fabienne Liptay u.a. (Hg.): *Heimat. Suchbild und Suchbewegung.* Remscheid: Gardez! 2005, S. 267-286.
- Parr, Rolf: Nach Gustav Frenssens Peter Moor. Kolonialisten, Herero und deutsche Schutztruppen bei Hans Grimm und Uwe Timm. In: Walter Höllerer u.a. (Hg.): *Sprache im technischen Zeitalter.* Heft 168, Dezember 2003, S. 395-410.
- Polaschegg, Andrea: *Der andere Orientalismus. Regeln deutsch-morgenländischer Imagination im 19. Jahrhundert.* Berlin und New York: Walter de Gruyter 2005.
- Prill, Ulrich: *"mir ward alles Spiel" Ernst Jünger als homo ludens.* Würzburg: Königshausen und Neumann 2002.
- Pusztai, Gabor: *An der Grenze. Das Fremde und das Eigene. Dargestellt an Werken der deutschen und der niederländischen Kolonialliteratur in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von C.W.H. Koch, H. Grimm, M.H. Szekely-Lulofs und W. Walraven.* Frankfurt a. M. u.a.: Peter Lang 2007.

- Richter, Hans: *Verwandelter Dasein. Über deutschsprachige Literatur von Hauptmann bis heute. Mit einer Goethe-Studie*. Berlin, Weimar: Aufbau-Verlag 1987.
- Sadji, Amadou Booker: *Das Bild des Negro-Afrikaners in der Deutschen Kolonialliteratur (1884-1945), Ein Beitrag zur literarischen Imagologie Schwarzafrikas*. Berlin: D. Reimer 1985.
- Said, Edward W.: *Orientalismus*. Aus dem Englischen von Hans Günter Holl. Frankfurt a.M.: Fischer 2009.
- Schmidt, Karen: *Germania führt die deutsche Frau nach Südwest: deutsche Frauen in der ehemaligen Kolonie Deutsch-Südwestafrika (1884-1920)*. Münster: LIT 1998.
- Schneider, Daniel: *Identität und Ordnung. Entwürfe des „Eigenen“ und „Fremden“ in deutschen Kolonial- und Afrikaromanen von 1889 bis 1952*. Bielefeld: Aisthesis 2011.
- Schneider, Rosa B.: *„Um Scholle und Leben“ Zur Konstruktion von „Rasse“ und Geschlecht in der kolonialen Afrikaliteratur um 1900*. Frankfurt a. M.: Brandes & Apsel 2003.
- Schramm, Percy Ernst: *Deutschland und Übersee. Der Deutsche Handel mit den anderen Kontinenten, insbesondere Afrika, von Karl V bis zu Bismarck. Ein Beitrag zur Geschichte der Rivalität im Wirtschaftsleben*. Braunschweig: Georg Westermann 1950.
- Schwarz, Thomas: Die Kultivierung des kolonialen Begehrens – ein deutscher Sonderweg? In: Alexander Honold und Oliver Simons (Hg.): *Kolonialismus als Kultur. Literatur, Medien, Wissenschaft in der deutschen Gründerzeit des Fremden*. Tübingen und Basel: A. Francke 2002, S. 85-104.
- Schwarz, Thomas: Kolonialer Ekel und die Kultur der Gewalt. Zur strategischen Allianz von Tropen- und Rassenhygiene mit der deutschen Kolonialliteratur. In: Sven Halse (Hg.): *Wort, Blicke, Träume. Beiträge zum deutschen Kolonialismus in Literatur, Fotografie und Ausbildung*. Kopenhagen und München: Wilhelm Fink 2007, S. 23-49.
- Simons, Oliver: Persuasive Maps and a Suggestive Novel. Hans Grimm's Volk ohne Raum and German Cartography in Southwest Africa. In: Volker M. Langbehn (Hg.): *German Colonialism, Visual Culture, and Modern Memory*. New York u.a.: Routledge 2010, S. 165-181.
- Stoecker, Helmuth (Hg.): *Drang nach Afrika. Die deutsche koloniale Expansionspolitik und Herrschaft in Afrika von den Anfängen bis zum Verlust der Kolonien*. Berlin: Akademie-Verlag 1991.

- Tautz, Birgit: White Masculinity at the Turn of Two Centuries: The Narrative Enactment of an Ideal in Karoline Fischer's "William der Neger" (1817) and Hans Grimm's "Dina" (1913). In: *A Journal of German Studies* 44, 1. Februar 2008, S. 21-36.
- Theweleit, Klaus: *Männerphantasien I + 2*. Unveränderte Taschenbuchausgabe, erweitert durch ein Nachwort. Bd. 2. München: Piper 2000.
- Timm, Annette F. and Sanborn, Joshua A.: *Gender, Sex and the Shaping of Modern Europe. A History from the French Revolution to the Present Day*. Oxford und New York: Berg 2007.
- Trümpelmann, G.J.P.: Das deutsche schöngeistige Schrifttum über Südwestafrika. In: *Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Südwestafrika, 1931-32, Bd. VI*, Windhoek 1933, S. 101-152.
- Uhde, Klaus: Gustav Frenssens literarischer Werdegang bis zum ersten Weltkrieg: Eine kritisch-monographische Studie zur Entstehung völkischer Literatur. Diss. München 1982.
- Walgenbach, Katharina: »Die weiße Frau als Trägerin deutscher Kultur« *Koloniale Diskurse über Geschlecht, »Rasse« und Klasse im Kaiserreich*. Frankfurt a.M. u.a.: Campus 2005.
- Warmbold, Joachim: "Ein Stück neudeutsche Erd'...", *Deutsche Kolonialliteratur, Aspekte ihrer Geschichte, Eigenart und Wirkung, dargestellt am Beispiel Afrikas*. Frankfurt a.M.: Haag und Herchen 1982.
- Warmbold, Joachim: *Germania in Afrika. Germany's Colonial Literature*. New York u.a.: Peter Lang 1988.
- Wassink, Jörg: *Auf den Spuren des deutschen Völkermordes in Südwestafrika. Der Herero-/Nama-Aufstand in der deutschen Kolonialliteratur. Eine literaturhistorische Analyse*. München: Martin Meidenbauer 2004.
- Wassink, Jörg: Werke der Vernichtung. Die Darstellung von Massentötungen, Massakern und Genoziden in der europäischen Kolonialliteratur. In: Sven Halse (Hg.): *Worte, Blicke, Träume. Beiträge zum deutschen Kolonialismus in Literatur, Fotografie und Ausbildung*. Kopenhagen u. München: Wilhelm Fink 2007, S. 51-74.
- Wehler, Hans-Ulrich: *Bismarck und der Imperialismus*. 4. Aufl. München: dtv 1976.
- Weigel, Sigrid: *Topographien der Geschlechter. Kulturgeschichtliche Studien zur Literatur*. Reinbek bei Hamburg: rowohlt 1990 (re 514).
- Widdig, Bernd: *Männerbünde und Massen. Zur Krise männlicher Identität in der Literatur der Moderne*. Opladen: Westdeutscher Verlag 1992.

Wolter, Heike: „*Volk ohne Raum*“. *Lebensraumvorstellungen im geopolitischen, literarischen und politischen Diskurs der Weimarer Republik. Eine Untersuchung auf der Basis von Fallstudien zu Leben und Werk Karl Haushofers, Hans Grimms und Adolf Hitlers*. Münster u.a.: LIT 2003.

Yigbe, Dotsé: *Fetischismus als Alterität: am Beispiel kolonialer Literatur über Togo: Richard Küas, Félix Couchoro und David Ananou*. Frankfurt a.M.: IKO – Verlag für interkulturelle Kommunikation 1997.

Zantop, Susanne M.: *Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770-1870)*. Berlin: Erich Schmidt 1999.

Zimmerer, Jürgen: *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika: Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen*. Berlin: Links-Verlag 2003.

Danke

Ich danke Stefan Krammer und Dirk Göttsche für die großartigen Lehrveranstaltungen, durch die mein Interesse für die in der vorliegenden Arbeit untersuchten Themenbereiche geweckt wurde.

Vor allem bedanke ich mich auch bei Frau Univ.-Prof. Dr. Annegret Pelz für die Betreuung und die vielen wertvollen Hinweise.

Ebenso gilt mein Dank meinen Eltern für die Unterstützung über die vielen Jahre hinweg.

Ganz besonders bedanke ich mich bei Thandy und Bubu, die überhaupt die Besten sind.

Abstract

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den Funktionsweisen literarischer Naturalisierungen bei der Darstellung von ‚Männlichkeit‘ in drei ausgewählten Texten der deutschsprachigen Kolonialliteratur. Anhand des Mythos-Begriffs, den Roland Barthes in *Mythen des Alltags* entwirft, werden die literarischen Darstellungsformen von ‚Männlichkeit‘ als semiologische Zeichen gelesen, die durch die Verbindung mit imperialistischen beziehungsweise kolonialrevanchistischen Tendenzen ihre historische Genese verschleiern und so selbst zu Mythen werden. Diesen kolonialen Männlichkeitsmythen liegt ein spätwilhelminisches Männlichkeitsideal zugrunde, das in Gustav Frenssens Roman *Peter Moors Fahrt nach Südwest* (1906) eine seiner bekanntesten Ausformungen findet. Die Kontinuität jener mythischen ‚Männlichkeiten‘, über den Ersten Weltkrieg und den Verlust aller deutschen Kolonien hinaus, erweist sich in der Analyse von Hans Grimms *Volk ohne Raum* (1926) als ungebrochen. In beiden Texten können rassistische und sozialdarwinistische Rechtfertigungsstrategien für die vermeintlich natürliche Superiorität der als typisch deutsch markierten männlichen Protagonisten identifiziert werden, die sich hinsichtlich ihrer Identitätskonstitution lediglich unterschiedlicher Negativschablonen bedienen: bei Frenssen die autochthonen Afrikaner und bei Grimm die europäischen Kontrahenten im kolonialen Wettstreit. Ernst Jüngers *Afrikanische Spiele* (1936) unterscheidet sich, trotz der inhaltlichen Ähnlichkeiten durch seine distanzierte und ironisierende Erzählhaltung deutlich von den Romanen Frenssens und Grimms. Jene Muster, die in *Peter Moors Fahrt nach Südwest* und *Volk ohne Raum* die funktionale Absicherung der Männlichkeitsmythen noch gewährleisten, können in Jüngers Text durch das Nachvollziehen der symbolisch-bildlichen Delokation des männlichen Protagonisten auf semiologischer Ebene ihrer vorgeblichen Natürlichkeit entkleidet und in ihrer historischen Bedingtheit sichtbar gemacht werden.

Lebenslauf

Vor- und Zuname	Erwin Forster
Geburtsdatum	27.12.1983
Geburtsort	Horn
E-Mail	erwinforster@gmx.at

Ausbildung

1990 – 1994	Volksschule Rosenberg/Mold
1994 – 2002	Bundesgymnasium Horn
2002 – 2003	Präsenzdienst in der Garnison Horn
2003 – 2004	Studium der Meteorologie und Geophysik an der Universität Wien
seit 2004	Studium der Deutschen Philologie an der Universität Wien

Berufserfahrung

2008	Unterrichtspraktikum am Lehrstuhl für Deutsche Sprache an der Westböhmischen Universität Pilsen
2010	Lektor für Deutsche Sprache am Österreich Institut Bratislava
2010 – 2012	Projektmanager und Redakteur (gizmocraft, design and technology GmbH)
seit 2012	Lektor und Coder im Bereich Pressespiegel und Medienbeobachtung (APA DeFacto)

Publikationen

Forster, Erwin: Der Mann, der schon immer war. Konstruierte Männlichkeit in Ernst Jüngers „In Stahlgewittern“. In: Krammer, Stephan (Hg.): Mannsbilder. Literarische Konstruktionen von Männlichkeiten. Wien: WUV 2007, S. 39-49.